



Gute Geschichten – Band 3
lesen, vorlesen und erzählen

familien^v
Der Katholische
Familienverband

Geschichten sind ein »Zauberteppich«, der dich woanders hinfliegt!

Geschichten unterbrechen und bereichern den Alltag, beflügeln Geist und Fantasie. Sie eignen sich wunderbar als Geschenk und so richtig gemütlich wird es, wenn eine Geschichte von jemandem vorgelesen oder erzählt wird. Ab Seite 36 halten wir Tipps bereit, wie Geschichten weitergesponnen werden können. Wie legen Ihnen ans Herz, zumindest eine Geschichte in diesem Heft vorzulesen, oder zu verschenken.

<i>Kunterbunt für Kinder</i>	Die Mäuse und der Uhu	3	
	Die Spitzmaus sucht ein neues Zuhause	4	
	Haifisch und Petermännchen	6	
	Wolfsachen	7	
	Brüllaffen	8	
	Unter Pilzen	8	
	Das Wintergoldhähnchen	10	
	Die Geburt der Sterne	11	
	Das Einhorn	12	
	Das Unkraut	12	
	Der Winterschlaf	13	
	Der Träumer	14	
	Die Antwort	15	
	Der Zwischenfall	15	
	<i>Märchen/Geschichten</i>	Das Gastgeschenk	16
		Der gestreckte Tag	18
		Die Größe des Fisches	19
		Der Segen des Brotes	20
		Eine ganz besondere Krippe	20
		Milch für zwei	22
Die drei Kaufleute		24	
Das Lied von dem, was wirklich ist		26	
Das letzte Fest		28	
Wenn's Veilchen dampft		29	
Unglaublich – aber wahr	32		
Vergelt's Gott im Himmel droben	33		
Drei Wahrheiten	34		
Die Liste des Bären	34		
Wie wird man weise	35		
Geschichten »weiterrspinnen«, Geschichten erfinden	36		

Die Mäuse und der Uhu

Jeden Abend kamen die Mäuse aus ihren Erdwohnungen und versammelten sich um den großen Stein auf der Wiese. Sie plauderten, besprachen dies und das und waren immer gut aufgelegt.

Aber eines schönen Sommernachts tauchte ein großer, weißer Uhu über der Wiese auf. Die Mäuse huschten blitzschnell in ihre Löcher, denn Uhus und Eulen sind in der Nacht auf Mäusejagd, das wusste schon jede kleine Maus. Aber dieser Uhu verhielt sich gänzlich ungewohnt. Er landete auf dem Stein, um den zuvor die Mäuse gesessen hatten und rief:

»Habt keine Angst vor mir, ich fresse keine Mäuse! Ich will mich nur mit euch unterhalten!« Doch die Mäuse trauten ihm nicht. Einige von ihnen schauten kurz aus den Löchern und zogen schnell wieder die Köpfe ein, als ihnen der Uhu zuwinkte. »Ich bin wirklich euer Freund!«, rief er wieder. Aber keine Maus wagte sich ins Freie. Der Uhu blieb noch eine Weile sitzen und schaute in die Runde. Dann flog er plötzlich auf und verschwand in der Nacht.

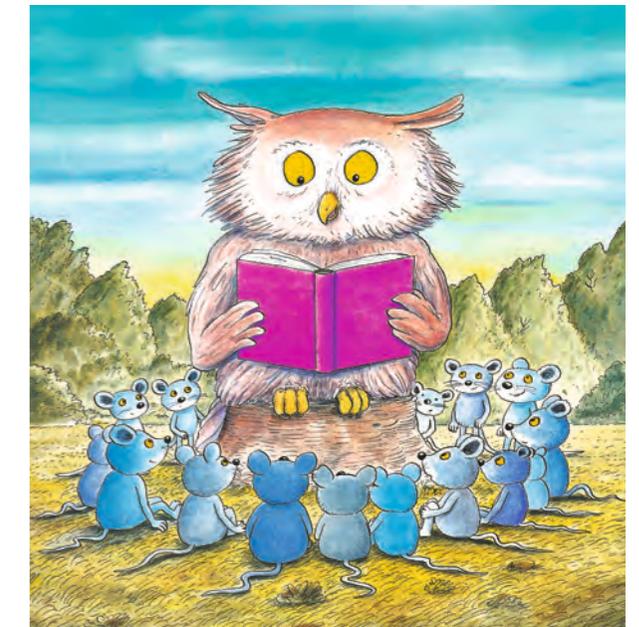
An diesem Abend blieben alle Mäuse in ihren Löchern. Erst am nächsten Abend trauten sie sich wieder heraus und versammelten sich wieder um den Stein auf der Wiese. Sie besprachen den gestrigen Vorfall, da kam auf einmal der weiße Uhu abermals angefliegen. Und wieder sausten alle Mäuse in ihre Erdhöhlen.

Der Uhu ließ sich auf dem Stein nieder. Diesmal hatte er ein rotes Buch bei sich. Das schlug er auf und begann laut zu lesen. Es waren lustige Mäusegeschichten, die er vorlas. Sie waren wirklich sehr lustig, und spannend waren sie auch noch. Zuerst kroch eine von den kleinen Mäusen aus ihrem Loch und näherte sich dem Uhu. Ihr gefiel die

Geschichte ganz besonders und sie lachte immerzu. Als sie schließlich dicht vor dem Uhu saß und dieser immer noch weiterlas, wagten sich auch die anderen Mäuse heraus.

Am Ende saßen alle im Kreis um den Uhu und hörten atemlos den spannenden Geschichten zu. Der weiße Uhu war ein echter Mäusefreund. Von da an kam er fast jeden Abend auf die Wiese, las aus dem Buch vor und erzählte auch eigene Geschichten. Und wenn einmal eine Eule oder ein anderer Uhu, der Appetit auf Mäuse hatte, auftauchte, so vertrieb sie der weiße Uhu. So einen schönen Sommer hatten die Mäuse schon lange nicht mehr gehabt!

Erwin Moser



Die Spitzmaus sucht ein neues Zuhause

Nach langer Suche fand die Spitzmaus endlich den perfekten Hügel, um sich ein neues Zuhause zu bauen. »Genau wie in meinen Vorstellungen!«, freute sie sich. »Es ist ruhig, ich habe eine wunderbare Aussicht, genügend Nestbaumaterial und zwei Äste, um meine Wäscheleine zu befestigen.«

Sie kuschelte sich ins weiche Gras und als ein Lüftchen aufzog, freute sie sich, wie die Handtücher im Wind flatterten. »Wunderbar«, rief die Spitzmaus, »dann werden sie gleich trocken sein!«

Doch dann wurde der Wind stärker und ihr neues Zuhause begann zu wackeln und zu wanken. »Ein Erdbeben«, quiekte sie und klammerte sich an einen der Äste. Oh, wie alles rüttelte und schüttelte. Sie kniff ihre Augen fest zusammen und hoffte, dass ihre Wäsche nicht davonfliegen würde. Da hörte sie plötzlich eine tiefe Stimme: »Wer wagt es, mich am Kopf zu kitzeln?«

Wie Schuppen fiel es der Spitzmaus von den Augen. Der Hügel war ja gar kein Hügel, sondern ein Hirsch, und die Äste keine Äste, sondern sein Geweih.



Aber sie hatte so lange gesucht und der Platz war so perfekt. So einfach würde sie ihr neues Heim nicht aufgeben.

»Also ich bin es auf jeden Fall nicht, die dich kitzelt. Ich wohne nämlich hier.« Sie hoffte, dass der Hirsch das Erdbeben jetzt wieder beenden würde. Aber nun ging es erst richtig los.

Erbost sprang der Hirsch auf und versuchte, einen Blick auf seinen Kopf zu erhaschen, aber so sehr er sich auch drehte und wendete, er schaffte es nicht.

»Und wer bist du?«, fragte er. »Ich kann dich nicht sehen.«

»Ich bin die Spitzmaus«, sagte die Spitzmaus stolz. »Verschwinde!«, brüllte der Hirsch. »Auf meinem Kopf darf niemand wohnen! Schon gar kein kleines Mausgetier. Ich bin der König des Waldes.« Und dann rannte er in einem atemberaubenden Tempo los, um den Eindringling abzuschütteln.

Die Spitzmaus krallte sich in das Fell des Hirschs und fürchtete um ihr Leben. Es ging über Wiesen und Felder, durch Bäche und Wälder und dann irgendwann blieb der Hirsch plötzlich stehen.

»Bin ich tot?«, flüsterte die Spitzmaus, als sie vorsichtig ihre Augen öffnete. Rundherum gab es nichts als milchiges Weiß.

»Ich seh nichts«, sagte der Hirsch und seine Stimme hörte sich nicht mehr an wie die eines Königs des Waldes. Eher wie die eines Mausgetiers.

»Bist du tot?«, fragte die Spitzmaus.

»Ich glaub nicht«, sagte der Hirsch.

»Dann ist das Nebel. Bleib still, okay? Ich schaue nach.«

Die kleine Maus kletterte am Geweih des Hirschs in die Höhe und als sie an der obersten Spitze ankam,

lichtete sich die Nebelsuppe.

»Wir sind in einem Wald«, rief sie nach unten. »Und bald geht die Sonne unter.«

»Ich will nach Hause!«, rief der Hirsch, der noch nie eine Nacht in einem fremden Wald geschlafen hatte. »Aber ich hab Angst, dass ich mir den Kopf anhaue und alle vier Beine breche.«

»Ich sag dir den Weg an!«, rief die Spitzmaus zurück.

Und so bewegten sie sich langsam wieder retour. Die Spitzmaus war sehr gut im Navigieren. Sie rief zum Beispiel: »Mehr nach links. Stopp! Baum auf deiner rechten Seite. Fünf Schritte geradeaus. Stopp!«

Als sie endlich im vertrauten Wald ankamen, war es bereits komplett finster. Sterne funkelten am Himmel. Die Spitzmaus genoss ein letztes Mal die Aussicht, seufzte und begann dann, ihre Sachen zusammenzupacken.

»Was machst du?«, fragte der Hirsch.

»Na, ich ziehe aus«, antwortete die Spitzmaus geknickt.

»Bleib doch noch bis morgen«, sagte der Hirsch.

»Oder übermorgen. Wer weiß, vielleicht kommt der Nebel wieder.«

»Na gut«, sagte die Spitzmaus und freute sich. Ihre Handtücher waren durch den wilden Lauf trocken geworden.

Agi Ofner



Haifisch und Petermännchen

Das Petermännchen hatte einen schlechten Tag. Es war grantig und ließ seine Mundwinkel bis zum Boden hängen. Nichts machte ihm Spaß. Am liebsten hätte es sich komplett im Sand vergraben und den ganzen restlichen Tag kein einziges Wort mehr gesagt. Doch dann ist plötzlich der nervige Haifisch vorbeigekommen und hat gefragt: »Was ist denn mit dir los?«

Das Petermännchen grummelte etwas, das niemand verstehen konnte, und schaute in eine andere Richtung. Zum Glück war der Haifisch besonders gut darin, andere Tiere aufzuheitern.

»Vielleicht hast du Hunger!«, rief er und zog ein paar Fischreste zwischen seinen Zähnen hervor.

Das Petermännchen grummelte lauter.

»Bist du müde?« Der Hai begann ein Schlaflied zu singen und das Petermännchen wurde noch grantiger, weil seine Flossen nicht lang genug waren, um sich die Ohren zuzuhalten.

»Vielleicht ist dir langweilig?«, überlegte der Haifisch. »Magst du Fangen spielen? Du bist dran!« Er stups-te dem Petermännchen in die Seite, aber es blieb einfach im Sand stecken und rührte sich keinen Millimeter.

Der Haifisch versuchte es mit Walzertanzen. Er jonglierte mit Muscheln. Er schlug Purzelbäume und er stand auf dem Kopf. Er baute sogar eine Algen-decke gegen die kalten Meeresströmungen. Aber nichts brachte den grantigen Fisch zum Lächeln. Als letzte Hoffnung zog der Haifisch die Mundwinkel des Petermännchens einfach mit seinen Flossen nach oben.

»Geht doch!«, dachte er. Doch sobald er sie losließ, sackten sie wieder nach unten und das Petermännchen schaute trauriger aus als je zuvor.

Es sah so traurig aus, dass plötzlich auch dem Haifisch schwer ums Herz wurde. Vielleicht war er doch nicht so gut darin, andere Tiere aufzuheitern? Er legte sich neben das Petermännchen in den Sand und wollte sich vergraben und den ganzen restlichen Tag kein einziges Wort mehr sagen. Da hörte er plötzlich ein Grummeln zu seiner linken Seite.

Und für alle anderen wäre es einfach ein ganz normales grantiges Grummeln gewesen, aber der Haifisch hörte besonders gut zu und verstand die Worte des Petermännchens.

»Willst du eine Umarmung?«, fragte er. Und wieder hätte niemand sonst das Nicken erkannt, nur der Haifisch sah die klitzekleine Bewegung.

»Ich auch!«, sagte er. Dann umarmte er das Petermännchen vorsichtig, um sich nicht an den giftigen Stacheln zu stechen, und nach einer Weile wanderten alle ihre Mundwinkel wie von allein nach oben.

Agi Ofner



Wolfsachen

Der Wolf schmierte sich ein Marmeladenbrot und blätterte durch seinen Kalender. »Wolfsachen machen« stand da groß unter dem heutigen Datum. Der Wolf seufzte ein bisschen. Darauf hatte er keine Lust. Er war aus der Übung. Er musste erst einmal das Wolfsbuch studieren, um sicherzugehen, dass er alles richtig machte.

Schafe fangen, Rotkäppchen packen, Gänse entführen und so weiter. Aha. Der Wolf erinnerte sich und trabte los. Unterwegs summte er ein kleines Lied. Die Wildblumen blühten so schön. Ein guter Tag, um ein Wolf zu sein.

»Hallo Schafe«, rief er, als er die Wiese erreichte. »Seid gewarnt, ich muss ein paar von euch fangen!« »Okäää«, antworteten die Schafe. »Okäähää.« Der Wolf sprang über den Zaun und begann zu laufen.

»Hiiiiilfe, hilfe«, blökten die Schafe und zwinkerten sich dabei zu. Sie liefen langsam. Eins, zwei, drei wurden gefangen. Der Wolf legte sie auf den Rücken, damit sie nicht wieder flüchten konnten. Er war außer Atem. Seine Lunge pffte wie ein alter Zug. »Ich glaub, das reicht«, keuchte er. »Danke!« Dann half er den Schafen wieder auf. »Babaaa Wolf!«, riefen sie. Der Wolf trabte weiter.

Rotkäppchen hatte er als Nächstes auf seiner Liste. Da kam auch schon eins des Weges. Nicht ganz wie in seiner Erinnerung, aber die rote Mütze stimmte. Der Wolf wurde langsamer, damit er es nicht erschreckte. »Hallo«, sagte er. »Ich müsste dich kurz packen, ist das okay?«

»Ja! Nur nicht zu fest!«, sagte das Rotkäppchen. »Ich pass auf«, versprach der Wolf.

Dann streckte er seine großen Pranken aus, putzte die Erde und ein bisschen altes Laub von seinen Pfoten und packte das Rotkäppchen vorsichtig. »So okay?«, fragte er.

Er spürte, wie das Rotkäppchen nickte. Gut. Weniger anstrengend als das mit den Schafen. »Vielen Dank«, sagte der Wolf. »Bis zum nächsten Mal!« »Bis zum nächsten Mal«, sagte auch das Rotkäppchen und blickte ihm noch lange nach.



Der Wolf lief weiter und spitzte seine Nase. Er musste nur noch eine Gans finden und entführen, dann war er fertig für heute.

Kam da nicht ein leises Schnattern von rechts? Lag da nicht ein zarter Gänseduft in der Luft? Der Wolf hatte Glück. Hinter dem Hügel war tatsächlich ein ganzer Stall voll mit Gänsen.

»Guten Tag«, rief er ihnen zu. »Ich hoffe, ich komme nicht ungelegen. Wen von euch dürfte ich denn entführen?«

Die Gänse flüsterten eine ganze Weile miteinander und der Wolf befürchtete schon, heute niemanden mehr entführen zu können. Aber dann trat eine kleine Gans nach vorne.

»Ich komm mit«, sagte sie. »Lass mich nur noch schnell meine Zahnbürste einpacken!«

Kurze Zeit später waren sie auf dem Weg nach Hause. Der Wolf war müde. Er trabte nicht mehr, er ging. Die Gans watschelte langsam neben ihm her. Es sah anstrengend aus.

»Magst du ein Stück auf mir reiten?«, fragte der Wolf. Die Gans nickte und kletterte auf seinen Rücken. »Danke, viel besser.« »Vielleicht können wir noch ein paar von den schönen Wildblumen pflücken«, überlegte der Wolf. »Und dann mach ich uns Marmeladenbrote.«

Was für ein guter Tag, um ein Wolf zu sein.

Agi Ofner

Brüllaffen

Es war immer ein großer Tag, wenn ein neuer Brüllaffe auf die Welt kam. Die ganze Familie versammelte sich dann um das kleine Affenbaby und wartete auf den ersten Schrei.

»Wie es wohl klingen wird?«

»Ich bin mir sicher, es wird so laut brüllen wie du«, sagte Papa Brüllaffe und lächelte Mama Brüllaffe verliebt an.

»Ich glaube, der ganze Baum wird erzittern«, sagte der Opa. Und die Tante war überzeugt, dass man es bis ins nächste Tal hören würde.

»Bis ans andere Ende der Welt!«, rief der Bruder. Dann starrten sie wieder gebannt auf das Brüllaffenbaby und warteten.

Nach einer Weile begann es, seine kleinen Beinchen zu bewegen, und das Fell um seine Nase zitterte. Alle wussten, jetzt dauerte es nicht mehr lange. Das Brüllaffenbaby holte noch einmal tief Luft, öffnete den Mund und setzte zu seinem ersten Schrei an. Heraus kam: »Fiep.«

»Wunderschön«, hauchte Papa Brüllaffe andächtig.

Mama Brüllaffe wischte sich heimlich eine Träne weg. »Es ist so ein Geschenk, das erleben zu dürfen.« Alle waren sich sicher, das würde ein ganz besonders toller Brüllaffe werden.

Agi Ofner



Unter Pilzen

Die Krähe hatte genug. Es war so anstrengend, ein Vogel zu sein. Ständig herumfliegen und Essen suchen und Gefahren ausweichen. Aber damit war jetzt Schluss. »Ab heute bin ich ein Pilz!«, beschloss die Krähe und suchte sich eine Gruppe von anderen Pilzen auf dem Waldboden.

»Hallo«, sagte sie, aber keiner der Pilze grüßte zurück. Die Krähe störte das nicht besonders. »Schon gut, wenn wir Pilze nicht so viel reden. Es muss ja nicht ständig jemand herumkrächzen.«

Und so genoss die Krähe ihre ersten Stunden als Pilz. Es roch nach Moos und feuchter Erde. Verein-

zelte Sonnenstrahlen schienen auf ihre Federn und sie fühlte sich so entspannt wie schon lange nicht mehr.

Dann bekam die Krähe allerdings Hunger. »Was esst ihr denn?«, fragte sie die Pilze, doch auch diesmal bekam sie keine Antwort.

»Vielleicht ist es zu früh«, dachte die Krähe. »Vielleicht essen wir Pilze erst später am Tag. Nun gut, daran werde ich mich wohl gewöhnen müssen.« Also saß sie weiterhin still im Laub und ignorierte ihren knurrenden Bauch.

Irgendwann bemerkte die Krähe, dass auf manchen

der anderen Pilze Schnecken herumkrochen. »Aha«, staunte sie. »So macht ihr das also. Ihr wartet, bis das Essen zu euch kommt und dann schnappt ihr zu!«

Diese Taktik war ihr sehr sympathisch. Sie bemühte sich, der allerbeste Pilz zu sein, und wirklich spürte sie bald, wie eine Schnecke an ihrem linken Fuß nach oben kroch. Es kitzelte und fühlte sich schleimig an, aber die Krähe hatte schon viel von den Pilzen gelernt und blieb ganz still. Bald würde sie die Schnecke mit ihrem Schnabel packen können.

Doch plötzlich biss ihr die Schnecke in den Bauch. »Aua!«, rief die Krähe und schlug mit ihren Flügeln, um dieses gefährliche Tier abzustreifen. Die Schnecke wunderte sich. So einen seltsamen Pilz hatte sie noch nie erlebt.

»Was bist denn du?«, fragte sie, aber die Krähe blieb mucksmäuschenstill, damit ihre Deckung nicht aufflog.

Erst als die Schnecke weitergezogen war, atmete sie auf und schüttelte sich. Ihre Federn waren ganz verklebt vom Schleim, ihr Bauch tat weh und sie hatte immer noch Hunger.

Aus den Augenwinkeln sah sie, dass die anderen Pilze auch mit Schleim überzogen waren und richtig große Löcher hatten, da wo vorhin die Schnecken waren. Trotzdem bewegten sie sich keinen Millimeter. »Die sind aber hart im Nehmen«, dachte die Krähe. Es war doch gar nicht so einfach ein Pilz zu sein.

Dann begann es zu regnen. »Hallo«, rief die Krähe. »Hallo, wo stellen wir uns denn jetzt unter?« Die Pilze blieben einfach stehen und sagten kein Wort. Die Krähe begann, sich nach ihrem Nest zu sehnen, doch so schnell durfte sie nicht aufgeben.

Als der Regen vorbei war, wollte sie sich trocken schütteln. Nicht einmal das machten die Pilze! »Ihr seid ja verrückt!«, dachte sie und vergaß für einen

Moment, dass sie ja jetzt auch ein Pilz war. Zumindest hatte der Regen den Schneckenschleim abgewaschen. Es gab noch viel, das die Krähe lernen musste.

Als es Nacht wurde, waren ihre Federn immer noch nicht ganz trocken. Sie begann zu zittern und hoffte, dass die Pilze bald in ihren Unterschlupf gehen würden, aber sie machten keine Anstalten aufzubrechen. Die Krähe rückte ein bisschen näher an die anderen Pilze, um sich zu wärmen. Sie waren kalt und steif. Kein Vergleich zu dem Gefühl, sich an eine weiche Krähe zu kuscheln.

Plötzlich fühlte sich die Krähe einsam. Sie rutschte ganz nahe zu dem Pilz neben ihr und flüsterte: »Träum schön«. Dann lehnte sie sich an ihn und versuchte zu schlafen. Und was machte der Pilz? Der antwortete nicht, sondern fiel einfach um, und die Krähe auf ihn drauf und so blieben sie liegen. »So schlafen wir Pilze also«, staunte sie.

Die Krähe machte die ganze Nacht kein Auge zu. Ihr war kalt, es war ungemütlich und überall krabbelten und zwickten kleine Insekten herum. Es war die furchtbarste Nacht, die sie jemals erlebt hatte.

Beim ersten Morgengrauen schüttelte sich die Krähe ausgiebig und rief: »Ihr Pilze seid ja wohl die wildesten von allen!«

Dann breitete sie ihre Flügel aus und flog davon.

Agi Ofner



Das Wintergoldhähnchen

Selten sieht ein Mensch die Wesen des Himmels, denn wir schauen ja eher auf den Boden, auf dem wir gehen, als in die Bäume über uns. Der kleinste Vogel, der hierzulande lebt, ist von unten auch recht unscheinbar, nur oben auf dem Kopf trägt er die schönsten schwarzen, roten und goldenen Streifen. Wenn die Königin einen Brief schreibt – und sei es nur ein Blatt –, dann kann es sein, dass dieser schon schwerer wiegt als ein ausgewachsenes Wintergoldhähnchen.

Einst wuchs auf der Wiese eine riesige Linde. Ihr Stamm war stark und teilte sich in fünf dicke Äste, ihre Blätter leuchteten in sanftem Grün. In diesem Baum hielt sich oft ein Goldhähnchen auf und fand eine ganze Welt im Gewirr der zahlreichen Zweige und im Schutz der Blätter.

An einem Sommertag kam unvermittelt ein heftiger Sturm übers Land. Der kleine Gefiederte im Laub konnte nicht mehr in den nahen Wald flüchten, wo

die launigen Böen weniger zu spüren sind. So blieb er nahe am Stamm sitzen und hielt sich mit seinen kleinen Krallen, so fest er konnte.

Der Wind nahm stetig zu und brauste über die Wiese, als wolle er alles mitnehmen, was sich nicht im Boden verkrochen hatte.

Sein warmer Atem blies einmal von hier nach dort, dann wieder von dort nach hier und mit einer solchen Kraft, dass selbst die große Linde davon gebeutelt wurde. Fast zwei Tage und Nächte vergingen, ehe der Sturm sich wieder beruhigte und es endlich sanft zu regnen begann.

Alles atmete auf, auch der Baum und der erschöpfte Vogel in seinen Zweigen.

Da sagte das Wintergoldhähnchen stolz zu seiner Linde: »Fast wärst du fortgeblasen worden. Ist es nicht gut, dass ich dich die ganze Zeit so festgehalten habe?«

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at



Die Geburt der Sterne

Am Anfang der Zeit hing der Himmel noch tief über der Erde. Er war so niedrig, dass nur Kinder aufrecht stehen konnten. Wenn sie wuchsen, mussten sie sich irgendwann bücken. Erwachsene Menschen gingen stets gebeugt durch die Welt. So war es eben.

Einst lebte ein mutiges und hartnäckiges Mädchen. Als es eines Tages auch für sie so weit war, dass sie mit dem Kopf anstieß, sagten die Eltern:

„Es ist Zeit sich zu beugen.“

Doch sie antwortete: „Ich will nicht. Ich werde den Himmel nach oben schieben!“ Gleich stellte sie sich breitbeinig hin, hob die Arme über den Kopf und drückte fest mit beiden Händen. Nichts geschah.

Das Mädchen rief die anderen Kinder und erzählte, was sie vorhatte. Alle staunten. Die Größeren drückten auch gleich. Die Kleineren, die noch nicht bis an den Himmel reichten, nahmen dazu Stöcke und Äste. Sie alle drückten so fest sie nur konnten. Nichts geschah. Am Abend meinten einige, dass es sinnlos sei. Doch andere verabredeten sich, um es am nächsten Tag weiter zu versuchen.

So standen sie am Morgen ganz früh wieder da und schoben mit aller Kraft. Noch mehr Kinder kamen vorbei. Sie erfuhren, was hier vollbracht werden sollte und machten mit. Nichts geschah. Abends gaben einige auf, aber viele kamen wieder, sobald es hell wurde.

So ging es nun Tag für Tag – die einen gaben auf, die anderen mühten sich weiter. Aus zwei Handvoll Kindern wurden mehr, als man mit den Fingern zählen kann. Schließlich standen da so viele, wie Muscheln am Strand liegen. Die Größeren drückten mit den Händen, die Kleineren drückten mit ihren

Stöcken so fest sie nur konnten. Eines Tages war es so weit – der Himmel hob sich! Er wurde so hoch, wie er noch heute ist, so hoch, dass die Vögel darin fliegen können, so hoch, dass kein Mensch ihn zu berühren vermag. Jubelnd liefen die Kinder zu ihren Eltern.

Es dauerte lange, bis die Erwachsenen allmählich begannen, sich wieder aufzurichten. Manche lernten es nie mehr. Als es am ersten Abend dunkel wurde, sahen alle die vielen kleinen Löcher, die durch die Stöcke der Kinder entstanden waren. Wir nennen sie Sterne.

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at



Das Einhorn

Dako schenkte Jonathan eine Zeichnung. »Das ist ein Einhorn«, sagte er stolz.

Jonathan schaute sich die Zeichnung lange an.

»Ich sehe nur ein weißes Blatt Papier«, sagte er nach einer Weile. »Bist du dir sicher, dass du mir das richtige Blatt gegeben hast?«

Dako hielt das Blatt zur Lampe. »Ich habe das Einhorn mit weißer Farbe gemalt. Weiß auf weiß. Einhörner sind selten. Sie verstecken sich gern vor uns.«

Jetzt erst sah Jonathan den weißen Schimmer auf dem weißen Blatt. »Verstehe«, sagte er. »Das ist ein schönes Geschenk. Ein Einhorn! Ich werde es in Ehren halten!«

Er holte einen Rahmen, und nach wenigen Minuten hing die Zeichnung an der Wand neben dem Fenster.

»Hoffentlich läuft es eines Tages nicht weg«, sagte Jonathan.

»Das darf es ruhig«, sagte Dako. »Schau, dass du das Fenster möglichst oft offen lässt. Einhörner lieben die Freiheit.«

»Mach ich«, sagte Jonathan und schob die Fensterläden weit auf.

Heinz Janisch



Das Unkraut

Dako las in einer Zeitschrift von einem italienischen Schriftsteller, der seinen Geburtsnamen abgelegt hatte und sich nun »Unkraut« nannte.

Das gefiel Dako. Er überlegte, welchen neuen Namen er wählen würde. Papierlöwe? Schneesturm? Zinnoberrot?

Nein, »Glücksfall«, das würde ihm gefallen. Es würde heißen, dass da einer ins Glück gefallen war. Glücksfall.

Oder hieß es, dass das Glück von ihm abgefallen war?

Dako nahm einen Zettel und begann Namen zu notieren.

Rosenstempel. Katzenfell. Seidenstern. Dako seufzte. Ein Spiel hatte begonnen, und er wusste, dass es so schnell nicht zu Ende sein würde ...

Heinz Janisch

Der Winterschlaf



»Das war ein schöner Winter«, sagte Ben, der Bär.

»Ich habe Skifahren gelernt. Ich bin mit der Rodel gefahren.

Ich habe einen riesigen Schneebären gebaut. Ich war Eislaufen. Das war schön. So stell ich mir das Fliegen vor ... Ich habe einen roten Schal bekommen. Und eine rote Mütze! Und Handschuhe!

Ich habe eine Schneehöhle gebaut. Ich habe einen Weihnachtsbaum geschmückt – mitten im Wald! Und ich durfte bei einer Schneeballschlacht mitmachen!«

»Eines versteh ich nicht«, sagte Riff, das Eichkätzchen. »Ich dachte immer, Bären halten im Winter einen Winterschlaf.«

»Stimmt«, sagte Ben. »Normalerweise machen wir das.

Aber diesen Winter konnte ich einfach nicht einschlafen ...«

»Das verstehe ich gut«, sagte Riff.

»Wer will schon den ganzen Winter verschlafen?«

Dann knackte er zwei große braune Nüsse, für jeden eine.

Heinz Janisch

Der Träumer

»Es wird Zeit«, sagte Jonathan zu Dako. Er stellte sein leeres Glas auf den Tisch. »Ich geh jetzt träumen. Und du?«
Dako schüttelte den Kopf. »Ich bin noch nicht müde. Aber ich bin schon neugierig, was du diese Nacht träumen wirst. Ich kenne niemanden, der so viel träumt wie du!«
»Heute lasse ich beim Schlafen die Mütze auf«, sagte Jonathan. »Gestern habe ich von Bergen und Schnee geträumt, da war mir kalt. Das soll heute nicht passieren. Ich werde mich mit der Mütze ins Bett legen.«
»Vergiss die Handschuhe nicht«, sagte Dako. »Ein Schal könnte auch nicht schaden. Und eine dicke Jacke! Und eine Schneibrille, für alle Fälle.«
Jonathan runzelte die Stirn. »Meinst du?«
»Es könnte Schnee liegen«, sagte Dako. »Du

brauchst gute Schuhe. Und ein Paar Ski!«
»Ich will es nicht übertreiben!«, sagte Jonathan.
»Mütze, Handschuhe und Schal müssen reichen.«
»Wie war die Nacht?«, fragte Dako am nächsten Morgen, als er zu Jonathan zum Frühstück kam.
»Puhh, war das heiß!«, stöhnte Jonathan. »Ich lag im Traum in der Sonne, an einem weißen Strand unter Palmen. Wunderschön, aber heiß! Ich musste alles wieder ausziehen.«
»Umso besser!«, sagte Dako. »Dann kannst du dich ja heute ganz entspannt zum Schlafen hinlegen – ohne Vorbereitungen!«
»Nicht ganz«, sagte Jonathan. »Heute am Abend werde ich mich mit Sonnencreme einschmieren. Schau dir meine Nase an! Ich hab noch einen Sonnenbrand von gestern Nacht!«

Heinz Janisch



Die Antwort

»Doris hat mir einen Brief geschickt«, sagte Jonathan zu Dako.
»Was hat sie geschrieben?«, fragte Dako.
»Nichts«, sagte Jonathan. »Sie hat mir ein leeres Blatt Papier geschickt. Aber ich kenne ihre Schrift auf dem Umschlag.«
Dako runzelte die Stirn. »Aber – warum schickt sie dir ein leeres Blatt?«
»Weil sie wissen will, wie es mir geht. Sie wartet auf eine Antwort. Das macht sie öfter so. Sie schickt mir ein leeres Blatt, damit ich es vollschreiben kann.«

Der Zwischenfall

Jonathan saß am Schreibtisch, um einen Brief an einen Freund zu schreiben. Da hörte er ein leises Summen in der Luft. Genau vor seiner Nasenspitze tanzten zwei Fliegen durch die Luft. Noch während Jonathan ihre Flugkünste bewunderte, gab es ein kurzes aufgeregtes »Sss« zu hören – die beiden Fliegen waren mit den Köpfen zusammengestoßen. Beide purzelten durch die Luft und landeten auf Jonathans Briefpapier.
»Nanu«, sagte Jonathan. »Was ist denn mit euch los?«
»Ich war in Gedanken woanders«, sagte die eine Fliege.
»Ich hab grad ans Meer gedacht«, brummte die andere Fliege und rieb sich mit den Beinen den Kopf.
»Kann schon mal vorkommen«, sagte Jonathan. »Ist jemand verletzt?«
»Ach wo«, sagte die eine Fliege und stieg mit einem leisen Surren in die Luft.
»Guten Flug!«, rief ihr die andere Fliege nach. Sie rieb sich noch einmal den Kopf und blinzelte

Er setzte sich an den Tisch und nahm einen Bleistift. Er dachte kurz nach, dann begann er zu schreiben.

Heinz Janisch



Jonathan zu. Dann setzte sie gemütlich ihren Flug fort. Jonathan schmunzelte. Danach nahm er den Bleistift und begann mit seinem Brief.
»Lieber Freund«, schrieb er, »soeben gab es direkt vor meiner Nasenspitze einen kleinen Zwischenfall in der Luft. Aber keine Sorge: Alle Flügel sind noch dran, alle Flüge werden fortgesetzt ...«

Heinz Janisch





Das Gastgeschenk

Wie in vielen Gegenden der Welt gab es früher, gibt es wohl noch heute auch in Irland arme, landlose Menschen, die kein Haus haben und deshalb umherziehen. Sie leben von der Hand in den Mund, von der Arbeit, die sie hier und dort bekommen, und vor allem lebten sie von der Gastfreundschaft der Menschen, denen es ein wenig besser ging. Die wirklich Reichen halten ihre Tore und Türen oft fest verschlossen. Doch bei allen anderen war es früher Brauch, einem jeden, der da kam, zumindest für eine Nacht Gastfreundschaft zu gewähren. Einen Teller vom Abendessen und einen Schlafplatz am Feuer gab es immer.

Wenn der Wanderer lange nicht mit Wasser in Berührung gekommen war, wurde er auch manchmal im Stroh untergebracht. Dabei sorgten die Gastgeber stets dafür, dass er seine Pfeife nicht mitnahm, sondern sie bis zum nächsten Morgen im Haus bei ihnen liegen ließ.

Ein Wanderer, der gewiss nicht im Schuppen schlafen musste, kam eines Abends

zu einem kleinen Hof. Er hatte einen klaren Blick und dunkle Locken, piff ein Lied und schritt dabei kräftig aus. Sein Gesicht war offen und ehrlich. So einer wie er war wohl schon lange unterwegs und dabei durch vieler Menschen Leben gewandert.

Das Anwesen, das er erreichte, war in keinem guten Zustand. Die Steinmauern, die den Hof umgaben, hatten an mehreren Stellen Lücken, die Schafe sahen mager und kränklich aus. Das Gatter hing schief in den Angeln und quietschte gequält, als er es öffnete. Im Garten wuchs das Unkraut besser als das Kraut. Das Haus hatte mehr Altersflecken auf den Außenwänden als eine Urgroßmutter an den Händen. Eine Scheibe war notdürftig durch ein Brett ersetzt worden. Kurzum, ein jeder konnte sehen, dass die Bewohner nicht viel besaßen.

Doch wie es so oft ist – wer wenig hat, gibt's leichter her. Die Frau und der Mann, die da lebten, ähnelten ein wenig ihren eigenen Schafen. Schmal und nicht ganz gesund kamen sie dem Besucher vor. Sie

begrüßten ihn freundlich, bewirteten ihn, so gut sie es vermochten. Es gab einfache Krautsuppe. Sie teilten Lieder und Geschichten mit dem Gast und freuten sich herzlich über die Neuigkeiten und Märchen, die er ihnen mitbrachte. Hell brannte das Feuer an diesem Abend. Er schlief geborgen dort.

Als der Fremde sich am nächsten Morgen wieder auf den Weg machte, holte er beim Abschied aus seinem Sack einen Lumpen, den er der Frau in die Hand legte. Darin war etwas Schweres eingewickelt. »Zum Dank«, meinte er nur. Nachdem er dem Mann die Hand geschüttelt und der Frau zugewinkt hatte, setzte er seinen Weg pfeifend wieder fort.

Doch wie staunten die beiden armen Leute, als sie in der Stube das Geschenk auswickelten und in dem Stoff einen Goldbarren fanden!

Ein Jahr später kam derselbe Wanderer wieder in die gleiche Gegend. Er piff ein neues Lied und ließ dabei den Blick über die Hügel schweifen. Sich erinnernd, lenkte er seine Schritte zu dem Hof, auf dem er im letzten Herbst so freundlich empfangen worden war.

Dort sah nun alles anders aus. Die flachen Steine der Mauern waren sorgfältig aufeinandergestapelt, es gab keine Lücke. Das Gatter hing gerade und geölt in den Angeln. Die Tiere kauten friedlich wieder, waren wohlgenährt und hatten dichtes Fell. Im Garten standen nicht nur Steckrüben und Kraut, sondern es gediehen dort auch Zwiebeln, Karotten, Pastinaken, Kartoffeln und vielerlei Kräuter. Das Haus leuchtete frisch geweißelt in der Abendsonne, die Fenster fingen deren goldenes Licht ein.

Auch die zwei Menschen, die dort lebten, sahen lebhafter und kräftiger aus. Sie waren ebenso freundlich wie beim letzten Mal, doch diesmal

bestand das Essen aus einem kräftigen, gut gewürzten Eintopf mit Hammelfleisch, Kartoffeln und Zwiebeln. Wieder genossen die drei einen Abend voller Geschichten und Gesang. Die beiden freuten sich über die neuen Märchen und Lieder, die der Wanderer übers Jahr gefunden hatte. Die Stimme der Frau klang licht und klar, während die des Mannes kräftig und warm wie das Feuer selber tönte.

Am nächsten Morgen meinte der Wanderer, es sei schön zu sehen, wie gut sie sein Geschenk verwendet hätten. Die beiden wechselten einen Blick, und die Frau ging zum Fenstersims, wo ein Bündel lag. Das holte sie und gab es dem Besucher. Der erkannte das Gewicht des Goldbarrens darin und war verblüfft.

Da erklärte ihm die Frau, die lieber sprach als der Mann: »Zuerst malten wir uns alles aus, was wir damit kaufen könnten. Doch dann fanden wir so manches, das wir auch zuwege bringen würden, ohne dein Geschenk zu verwenden. Wir fingen an, den Hof langsam, Stück für Stück, Stein für Stein, Schaf für Schaf, Pflanze für Pflanze so zu machen, wie er sein könnte. Immer, wenn uns dabei die Kraft ausging, setzten wir uns in die Küche, wickelten den Goldbarren aus und betrachteten ihn eine Weile. Wir wussten, wenn es nicht anders ginge, könnten wir darauf zurückgreifen. Das gab uns wieder neuen Mut und Zuversicht. So ging es Tag für Tag, Woche für Woche, und ehe wir uns versahen, war der Hof so, wie du ihn jetzt siehst.«

Dann schauten die beiden sich noch einmal an, und der Mann meinte: »Nimm dein Geschenk wieder, denn wir brauchen es nicht mehr. Vielleicht kannst du damit noch anderen Menschen helfen.«

irisches Märchen erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at



Der gestreckte Tag

In den Bergen ist ein Bauer meist ein armer Kerl, der sich auf steilen Wiesen abmüht, um magere Kühe oder kleine Ziegen zu ernähren. Doch in den warmen Ebenen des Südens sind die Früchte süß und die Winter mild. Dort kann auch ein Bauer reich werden, besonders wenn er ein Leuteschinder ist und hier und da ein Feld dazukauf. Von einem solchen Gutsherrn handelt diese Geschichte. Eine große Anzahl Mägde und Knechte lebte auf seinem Hof. Diese Frauen und Männer mussten jeden Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schuften.

Anstatt seinen Wohlstand zu genießen und sich am Fleiß seiner Leute zu erfreuen, war der Bauer nie zufrieden. Im Frühsommer, wenn die Tage lang und die Nächte kurz waren, ging's noch. Sobald die Sonne immer später auf – und immer früher unterging, wurde der Geizhals unzufrieden. Er schimpfte das Gesinde Faulpelze und wünschte nichts mehr, als dass der Tag mehr Stunden hätte. Es kam so weit, dass er demjenigen eine hohe Belohnung versprach, der ihm die Tage strecken könnte.

Eine der vielen Mägde des Herrn war eine schöne junge Frau. Schon lange hatte sie einen Liebsten, der sie aber immer nur abends im Mondlicht zu Gesicht bekam. Der junge Mann war ein geschickter Handwerker und obendrein ein kluger Kopf. Gerne hätte er mehr Zeit mit der Angebeteten verbracht, doch weil sie für den geizigen Bauern arbeitete, war sie immer müde. Wenn sie nur einen eigenen Hof hätten! Dann würde die junge Frau mit Freuden den Dienst beim reichen Schinder verlassen können. Dafür und zum Heiraten fehlte den beiden leider das Geld.

Als dieser Verliebte nun vom Versprechen des Gutsherrn hörte, fing er an nachzudenken. Bald darauf arbeitete er in jeder freien Stunde an einer eigenartigen Maschine.

Zahnräder aus Eisen gab es da, lederne Riemen und hölzerne Klappen, allerhand Getriebe und Gewerke war zu sehen. Am Ende fertigte der gewitzte Kerl noch eine mannshohe Kurbel an, mit der dieses Gerät zu bedienen sein würde. Das Ganze brachte er nun zum reichen Bauern. Mit dieser Maschine, so erklärte er, würde der Tag gestreckt.

Er zeigte dem Gutsherrn, wie sie zu bedienen war. Als er die große Kurbel einmal im Kreis drehte, musste er sich an ihrer tiefsten Stelle bis zum Boden bücken und an ihrem höchsten Punkt auf die Zehenspitzen stellen. Während er kurbelte, klopfte, klickte, klapperte und knackte es auf höchst geschäftige Weise im Inneren seines Werks.

Der Geizhals war erfreut. Die Geräusche schienen anzudeuten, dass durchs Kurbeln wirklich etwas geschah. Dennoch blieb er misstrauisch und vorsichtig. Lange verhandelten die beiden um den Preis. Es ging um so viel Geld, dass es für den jungen Mann zum Heiraten reichen würde. Der Gutsherr überschlug in Gedanken, wie viel es ihm einbringen könnte, wenn sein Gesinde von nun an länger arbeiten müsste.

Doch erst als der Handwerker versprach, das Wunderding bis zum morgigen Abend zur Probe dazulassen, willigte der Bauer in den Handel ein. Er musste dabei aber schwören, das Gerät zu kaufen, wenn es die Stunden wirklich ausdehnen könnte.

Der junge Mann meinte: »Falls du nach einem so gestreckten Tag nicht überzeugt bist, kannst du mir die Maschine wiedergeben und es kostet dich nichts! Ein Letztes musst du noch wissen: Der Tagstrecker verlängert die Zeit nur dann, wenn du als Herr des Hofes ihn selbst bedienst.« Am nächsten Morgen, kaum war die Sonne aufge-



gangen, eilte der Bauer zum Gerät. Er begann, die schwere Kurbel zu drehen. Bis auf den Boden bückte auch er sich an der tiefsten Stelle, weit reckte er sich nach oben an der höchsten. Es klopfte, klickte, klapperte und knackte.

Eine Runde nach der anderen wurde vollbracht. Bald stand dem Geizhals der Schweiß auf der Stirn, seine Arme schmerzten, sein Kreuz tat weh. Stur drehte er die Kurbel Runde um Runde. Immer schwerer schien ihm die Arbeit, Stunde um Stunde ging es weiter. Auf diese Weise verbrachte er den längsten Tag seines Lebens.

Als der Handwerker abends kam, konnte der reiche Mann nicht abstreiten, dass der Tag gestreckt

Die Größe des Fisches

Der weise Narr Nasreddin hatte einen Freund. Die beiden luden sich ab und zu gegenseitig zum Essen ein.

An einem schönen Abend saßen sie deshalb in Nasreddins Haus zusammen. Als Hauptspeise gab es zwei gebratene Fische. Einer war einen Kopf und eine Flossenlänge größer als der andere.

Ohne zu zögern nahm Nasreddin sich selbst den längeren Fisch und gab seinem Gast den Kleineren. Der wunderte sich, die Höflichkeit hielt ihn davon ab, etwas zu sagen. Die beiden aßen und der Freund wurde immer schweigsamer. Wer über eine bestimmte Sache nicht sprechen will, kann sich auch nicht mehr so gut über anderes unterhalten. Zum Nachtisch gab es vielschichtiges Baklava, das gerecht verteilt wurde. Genüsslich kauten die zwei Freunde.

Da hielt der Besucher es doch nicht mehr aus und sagte, was ihm schon seit einer Weile durch den

worden war. Er musste sein Wort halten und die vereinbarte Summe zahlen. Am nächsten Morgen stand der Bauer mit schmerzenden Knochen wieder vor dem Tagstrecker. Da fand er mit einem Mal, dass die Sonne auch so schon lange genug schien, und ließ die Kurbel ruhen.

Die schöne Magd verließ den Leuteschinder. Sie und der Handwerker feierten bald Hochzeit und kauften sich selbst einen kleinen Hof. Die Frau arbeitete fortan nur mehr in der eigenen Wirtschaft, war ihre eigene Herrin und war zufrieden damit. Die beiden konnten sich jetzt den lieben langen Tag nach Herzenslust aneinander erfreuen.

italienisches Märchen, erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Kopf ging: »Als es ans Verteilen der Fische ging, hast du einfach mir, deinem Gast, den Kleineren gegeben. Das erscheint mir doch sehr unhöflich!« Nasreddin blieb angesichts dieses Vorwurfs gelassen.

Er antwortete: »Wirklich? Wie hättest du es denn gemacht? Wenn ich dich hätte wählen lassen, welchen von den beiden hättest du dir denn ausgesucht?«

Empört meinte der Freund: »Ich wäre selbstverständlich so höflich gewesen, den Kleineren zu wählen und dir den Großen zu überlassen.«

»Eben«, meinte der Gastgeber selbstsicher, »weil ich dich kenne, habe ich das schon vorausgesehen. So hast du genau den Fisch bekommen, den du haben wolltest.«

orientalische Geschichte, erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Der Segen des Brotes

Drei Menschen auf der Flucht wurden von Soldaten verfolgt.

Die Frau hielt ein Neugeborenes im Arm, nur wenige Tage alt, der Mann klopfte an die Tür eines Hauses, aus dessen Kamin Rauch aufstieg.

Die Hausherrin war gerade dabei, Brot zu backen. Als sie hörte, warum die drei vor der Tür standen, zögerte sie nicht. Mit ihren mehligten Händen machte sie das Haar des Mannes grau. Er setzte sich zum Ofen und beugte den Rücken. Die Frau führte die junge Mutter zum Tisch. Aber was sollte mit dem Kind geschehen? Schon waren draußen die Soldaten zu hören, die rasch näherkamen. Da legten die beiden Frauen in ihrer Not das Kleine mitten in die große Schüssel. Der Teig teilte sich wie einst das Meer vor Moses. Gerade noch konnten die zwei ein Tuch darüberlegen, da wurde auch schon die Türe aufgestoßen.

Die Soldaten stürmten ins Haus auf der Suche nach einem neugeborenen Kind. Sie durchsuchten alles vom Dachboden bis zum Keller, stießen ihre Schwerter in jeden Heuhaufen, räumten sogar die Holzscheite auf die Seite. Doch sie fanden nur einen grauen alten Mann in der Ecke und zwei Schwestern beim Backen, die erschrocken dastan-

den. Der Teig war gut aufgegangen und quoll schon über den Rand des Gefäßes.

Als die Männer wieder fort und nicht mehr zu hören waren, schauten sich die beiden Frauen an. Gleich hoben die beiden das Tuch über der Schüssel. Ruhig schlafend lag das Kind weich, warm und geborgen. Die Mutter hieß Maria, sie hob nun das Neugeborene heraus und sprach ihren Segen über dem Brotteig.

Als die drei Flüchtenden wieder unterwegs waren, setzte die Hausherrin ihre Arbeit fort. Sie formte einen Laib nach dem anderen. Brot und noch mehr Brot wurde gebacken. Bald lag es auf allen Tischen, in den Kästen und auf den Fenstersimsen. Immer noch war die Schüssel voll. Schließlich holte die Hausherrin ihre Nachbarinnen, um dieses Wunder zu teilen.

Jede nahm ein Stück vom gesegneten Teig mit nach Hause.

Seit diesem Tag kennen wir Menschen den Sauerteig. Noch heute wird er von Haus zu Haus weitergegeben. Und gewiss liegt noch heute der Segen Marias auf unserem Brot, weil das Jesuskind einst darin geborgen lag.

aus dem 4. Geschichtenadventskalender von Edith Eckholt und Frau Wolle, www.frauwolle.at

Eine ganz besondere Krippe

Es war ein kalter Dezembermorgen, als Ferdinand, das rostrote Eichhörnchen und seine beste Freundin Mara, die flinke Waldmaus, beschlossen, einen Streifzug durch den winterlichen Wald zu machen. Die Bäume waren kahl, und eine dünne Schicht Schnee bedeckte den Waldboden.

Nach einer Weile kamen sie an einem uralten

Baum vorbei, dessen Wurzeln sich weit verzweigten. Aufgeregt stupste Mara Ferdinand: »Siehst du dort hinten nicht auch etwas zwischen den Wurzeln herausleuchten. Sie gingen näher hin und entdeckten eine kleine Krippe! In einer »Wurzelhöhle« saß Maria neben der Krippe mit dem Jesuskind, daneben stand Josef und im Hintergrund schau-

ten Ochs und Esel dem Geschehen zu. Mara legte ihren Kopf schief und fragte neugierig: »Ferdinand, weißt du, warum Ochs und Esel in der Krippe sind und nicht zum Beispiel ein Eichhörnchen und eine Waldmaus wie wir?« Ferdinand zuckte nur ratlos mit den Schultern. »Keine Ahnung, Mara. Aber weißt du was? Lass uns die Eule fragen, die weiß bestimmt Bescheid.«

So machten sich die beiden auf den Weg zur klugen Eule, die oben in einer alten Buche wohnte. »Liebe Eule«, begann Ferdinand, »wir haben eine Krippe im Wald entdeckt. Warum stehen da eigentlich Ochs und Esel an der Krippe?« Die Eule blinzelte mit ihren großen, weisen Augen und sagte: »Das ist eine sehr schwierige Frage! Wisst ihr, die Menschen stellen Krippen auf, weil der heilige Franziskus von Assisi im Jahr 1223 das erste Mal Weihnachten in Greccio – einem Ort in Italien – in einem echten Stall mit Ochs und Esel gefeiert hat. Er wollte den Menschen zeigen, wie es in Bethlehem gewesen sein könnte. Es heißt sogar, dass das Jesuskind damals tatsächlich in der Krippe erschienen sein soll.«

»Das ist eine schöne Geschichte!«, rief Mara. Doch dann fügte sie hinzu: »Aber warum waren Ochs und Esel in der Krippe? Was ist mit den anderen Tieren?«

Die Eule grübelte: »Ehrlich gesagt weiß ich das nicht. Vielleicht waren diese Tiere damals einfach im Stall. Aber wisst ihr was? Heute ist der 24. Dezember, ihr könnt ja die Weihnachtsgeschichte mit euren Freundinnen und Freunden hier im Wald nachstellen!« Ferdinand war Feuer und Flamme! »Das ist eine Wahnsinnsidee! Komm, Mara, wir trommeln alle anderen Tiere zusammen!« Die beiden machten sich sofort auf den Weg und erzählten den anderen Waldtieren von ihrem Plan.

Alle waren begeistert. Gemeinsam suchten sie nach einem passenden Platz und fanden schließlich eine gemütliche Höhle hinter einem Felsen. Sie begannen, ihre eigene Krippe zu gestalten. Josef und Maria banden sie aus Reisig zusammen. Josef bekam ein Stück Rinde als Hut und Maria bekam einen selbstgemachten Heiligenschein aus Weidenruten. Als Jesuskind diente eine alte Puppe, die der schlaue Fuchs letztes Jahr im Wald gefunden hatte. Die Tiere schichteten Erde zu einem Bett auf, legten Stroh darauf und betteten die Puppe ganz vorsichtig hinein.

»Aber wir haben keinen Ochs und keinen Esel«, bemerkte der alte Uhu.

Ferdinand überlegte kurz und sagte dann: »Kein Problem! Mara und ich werden einfach die Rollen übernehmen. Ich kann das Jesuskind mit meinem flauschigen Fell wärmen, und Mara kann ihm ein schönes Lied pfeifen.« Doch da meldeten sich sofort die anderen Tiere zu Wort. »Moment mal«, rief der Wolf. »Ich kann das Kind beschützen, ich stehe Wache!« Die Ameisen krabbelten herbei und sagten stolz: »Wir kümmern uns um die Sauberkeit!« Der Dachs trommelte mit seinen Pfoten und bot an: »Ich erzähle dem Jesuskind eine Geschichte, damit es gut einschläft.«

Bald standen alle Tiere des Waldes in der Höhle bereit: Der Wolf hielt Wache am Eingang, die Ameisen putzten eifrig den Boden, Ferdinand kuschelte sich als wärmende Decke um die Puppe, und Mara piffte leise ein fröhliches Lied. Der Dachs begann eine wunderbare Geschichte über den Wald zu erzählen, während der Fuchs noch ein wenig die Höhle schmückte. Alle waren glücklich und spürten, wie eine festliche Stimmung in der Höhle aufkam.

Plötzlich jedoch verstummten alle. Sie schauten voller Schrecken zur Krippe, denn das Jesuskind begann sich zu bewegen! Ganz langsam hob es einen Arm. War das etwa ein Wunder? Wie damals beim Hl. Franziskus?

Doch dann hörten sie ein lautes Schnaufen aus dem Stroh. Eine kleine, schwarze Schnauze schob sich nach oben, gefolgt von einem Paar winziger Augen. Es war der Maulwurf, der durch den Trubel aus seinem Schlaf erwacht war. »Was ist denn hier los?«, fragte er verschlafen und gähnte herzhaft.

Milch für zwei

Wie reich und verliebt fühlten sich der Fischer und seine Frau Myrna! Sie wohnten in einem einsamen Häuschen an der Südküste Irlands. Schon im ersten Jahr ihrer Ehe wurde den beiden ein Kind geschenkt und ihr Leben schien vollkommen. Das Glück der Menschen wächst manchmal so stetig wie die Wellen bei Flut, doch es kann auch rasch wieder verschwinden, so wie Fußspuren auf dem sandigen Strand.

An einem Herbsttag zog Sturm auf, als der Fischer auf dem Meer war. Am Abend wurde sein Boot leer ans Ufer gespült. Myrna stand mit dem Kleinen im Arm am Wasser. Ihre Augen brannten, aber sie vermochte nicht einmal zu weinen.

Dann begann eine Zeit des Kummers. Sie verzweifelte, hörte auf, ihre Kleider zu waschen, kämmte sich nicht, vergaß, wie das Lächeln geht, und hatte keinen Blick mehr für die Schönheit der Welt. Die Trauernde wusste außerdem nicht, wovon sie nun

Die Tiere lachten erleichtert. »Oh, Maulwurf! Du hast uns ganz schön erschreckt!«. Nachdem wieder Ruhe eingekehrt war, sangen alle Tiere gemeinsam »Still, still, still, weils Kindlein schlafen will« – und da schien es tatsächlich so, als würde ihnen die Puppe zulächeln.

So feierten die Tiere des Waldes gemeinsam ein ganz besonderes Weihnachtsfest und alle waren sich einig: Es war das schönste Fest, das sie je erlebt hatten!

R. Kleissner

leben sollten. Nur wenn sie ihr Kind stillte, kam ein wenig Friede über sie. Bald waren die Vorräte im Häuschen aufgebraucht. Eines Morgens schüttelte die junge Mutter das übrige Mehl aus dem Kasten und bereitete mit der restlichen Butter ihre letzte Mahlzeit. So müde war die Frau, dass sie sich schon danach sehnte, zu ihrem Mann in die nächste Welt zu reisen.

Da klopfte es. Verwundert öffnete Myrna die Tür. Zuerst sah sie niemanden, dann senkte sie den Blick. Eine sehr kleine Frau mit einem Neugeborenen im Arm stand vor ihr. Ihre Wangen waren rosig, ihr Haar schön geflochten, ihre Kleider sauber. Alles in allem sah die Besucherin so aus, wie die Fischersfrau hätte aussehen sollen, wäre ihr Glück nicht im Meer versunken.

Sie stellte sich als Elfenkönigin vor und fragte geradeheraus: »Würdest du mein Kind zusammen mit deinem stillen?«

Da erzählte die Witwe die ganze Geschichte ihres verlorenen Glücks und auch von den gerade eben verbrauchten Vorräten.

»Schon bald werde ich nichts mehr für mein eigenes Kind haben«, seufzte sie am Ende.

»Doch wenn du es könntest, würdest du deine Milch dann teilen?«, fragte die Fremde. Nun schaute Myrna die beiden kleinen Wesen genauer an. Sie überlegte einige Augenblicke und nickte schließlich.

Daraufhin trat die Königin ins Haus, strich über die leere Mehltruhe, über das Butterfass, über die Säcke und Kisten der Vorratskammer. Unter ihrer Hand füllte sich die Truhe mit Mehl und das Fass mit Butter. Alles andere mehrte sich ebenso. Dann legte sie ihr eigenes Kind in Myrnas Arme und ging fort.

Nun war das Herz der Witwe immer noch voller Trauer, aber wenigstens drohte nicht mehr der Hunger. Was sie auch verbrauchte, die Vorräte schienen nicht weniger zu werden. Beide Kinder tranken ihre Milch.

Mit den Wochen und Monaten kehrte das Leben zurück ins Haus am Meer. Zuerst lachten die Kleinen einander an, dann kam der Tag, an dem die junge Mutter zum ersten Mal lächelte.

Irgendwann nahm sie die Nadel in die Hand, um ein Loch in ihrem Rock zu flicken. Eines Morgens flocht sie ihr Haar.

Nach einem Jahr kam die Elfenkönigin wieder. Ihr Kind war immer noch winzig, aber kräftig und gesund. Leicht fiel es Myrna nicht, das Kleine zurückzugeben, denn mit der Milch fließt auch die Liebe. Doch sie wusste, dass es so sein sollte, und übergab das Elfenkind. Die Besucherin betrachtete es sehr zufrieden.

Dann führte sie die junge Witwe zu einem grünen Hügel. Dieser öffnete sich vor ihnen. Verzaubert trat die Menschenfrau hinein und gelangte in einen schönen hell erleuchteten Saal. In der Elfenwelt war ein herrliches Festmahl vorbereitet. Myrna wurde wie ein Ehrengast behandelt.

Nachdem sie lange miteinander gegessen und getrunken hatten, legte die kleine Königin zwei Beutel vor die Besucherin: »Dieser hier ist mit Münzen gefüllt, der andere mit Samen von Heilkräutern. Wähle, welchen du als deinen Lohn haben möchtest!« Ohne Zögern kam die Antwort: »Wenn ich zusammen mit den Samen auch das Wissen um die Wirksamkeit der Kräuter bekommen kann, dann nehme ich diese.«

So geschah es. Aus der Fischersfrau wurde eine große Heilerin. Menschen, die selbst den Schmerz kennen, können zuweilen anderen in ihrer Not am besten beistehen. Seither wissen wir Menschen um die Heilkraft der Kräuter, und was wir nicht vergessen haben, das nutzen wir noch heute.

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at



Die drei Kaufleute

Vor langer, langer Zeit, war's gestern oder war's heut, da waren einmal drei Kaufleute. Die kamen aus drei ganz unterschiedlichen Weltgegenden – der eine aus der Türkei, der andere aus England und der Dritte war ein jüdischer Kaufmann aus Czernowitz.

Bei aller Verschiedenheit verstanden sie sich gut. So machten sie gemeinsame Sache. Das war einfach, denn auch die Waren, mit denen sie handelten, waren ganz unterschiedlich. Ein Angebot ergänzte das andere. So war's für sie alle perfekt.

Einmal hatte ihr Schiff in einem Hafen auf einer Insel im Mittelmeer angelegt. Die Geschäfte gingen gut. Schnell waren die Waren am Markt verkauft. So beschlossen sie, miteinander einen Ausflug zu machen. Zusammen zogen sie über das Land. Bald aber merkten sie, dass sie vergessen hatten, genug zu essen und zu trinken mitzunehmen. In der Hitze des Tages bekamen sie großen Durst. Also schauten sie sich um: Irgendwo würde doch wohl eine Gaststätte zu finden sein. Soviel sie aber auch schauten und suchten, sie fanden keine. Dafür kamen sie zu einem Garten. Dort stand ein Feigenbaum. Der war reich beladen mit überreifen Früchten. Die schauten so köstlich und so saftig aus, dass den dreien gleich das Wasser im Mund zusammenlief.

»Der Baum ist voller Feigen: Da wird doch niemand etwas dagegen haben, wenn wir ein paar davon nehmen«, meinte der Türke. – »Ich denke auch, dass das nichts ausmacht«, sagte der Engländer. »Es ist ja auch kein Mensch da!« – »Na, dann greifen wir zu!«, sagte der Jude, »bevor wir hier an Hunger und Durst zugrunde gehen!«

Geschwind stiegen sie über die Gartenmauer. Ein

jeder schnappte sich ein paar von den Früchten.

Das sah aber ein Hirte, der nicht weit davon seine Herde hütete. Geschwind lief er ins Dorf und erzählte dem Besitzer des Gartens, dass da ein paar Fremde seinen Feigenbaum plünderten. Wie der das hörte, rief er gleich seine Knechte zusammen. Ein jeder schnappte sich einen Knüppel. Dann ging es hinaus in den Garten.

Draußen saßen die drei Kaufleute vergnügt unter einem Baum und ließen sich die Feigen schmecken.

»Jetzt schaut euch diese frechen Diebe an!«, rief der Besitzer des Gartens, als der die drei sah. Gleich wollte er sich mit seinen Knechten auf die Kaufleute stürzen und sie tüchtig durchprügeln. Da sprang der jüdische Kaufmann auf und rief: »Haltet ein! – Ihr werdet doch nicht wegen ein paar Feigen über uns herfallen!«

»Wer Feigen stiehlt, ohne lange zu fragen, hat wohl eine Abreibung verdient!«, meinte der Besitzer des Gartens.

»Verzeiht, aber der Hunger und der Durst haben uns einfach überwältigt«, sagte der Türke.

»Und deshalb stiehlt ihr meine Feigen?«, ärgerte sich der Besitzer des Gartens.

»Wenn wir gewusst hätten, wem der Garten gehört, dann hätten wir natürlich gefragt und für die Feigen bezahlt«, meinte der Engländer. »Aber was geschehen ist, ist geschehen: Meint ihr nicht, dass besser der Dorfrichter entscheiden soll, wie die Angelegenheit am besten bereinigt wird?«

Das leuchtete auch dem Besitzer des Gartens ein. »Gut, das soll von mir aus so sein!«, meinte er. Alle miteinander zogen sie ins Dorf und schilderten dem Dorfrichter, was geschehen war.

Der war ein lebenskluger Mann. Er hörte sich das Ganze in Ruhe an und dachte eine Weile über das Geschehene nach. Dann entschied er: »Jeder von den drei Kaufleuten soll für die gegessenen Feigen einen Silbertaler zahlen.« Das machten die drei. Dann sagte der Richter zu ihnen: »Die Strafe dafür, dass ihr die Feigen genommen habt, ohne zu fragen, wisst ihr selber am besten: Was ist in euren Ländern die Strafe für einen Dieb, der Feigen stiehlt?«

»Also bei uns bekommt so ein Mann sieben Hiebe auf die Fußsohlen!«, meinte der Türke. »Gut«, sagte der Richter, »so soll es geschehen!« Dem Türken wurden also sieben Hiebe auf die Fußsohlen verabreicht.

»Um ehrlich zu sein«, meinte der Engländer, »bei uns bekommt ein solcher Mann sieben Hiebe auf das Hinterteil.« – Der Richter nickte, so bekam der Engländer sieben feste Hiebe auf das Hinterteil. »Und was ist mit dir?«, fragte der Richter den dritten Kaufmann.

»Also bei uns gibt es dafür folgende Strafe ...«, meinte der Kaufmann aus Czernowitz. »Man sucht einen, der sein Lebtage noch nie etwas gestohlen hat. Dem gibt man einen armdicken Prügel. Damit muss er dem Dieb so lange und mit aller Kraft auf das Hinterteil schlagen, bis er den Prügel nicht mehr halten kann!«

»Das ist aber eine brutale Strafe«, meinte der Richter.

»Ja, Herr«, meinte der jüdische Kaufmann, »aber genauso ist es eben!«

So suchten sie also jemand, der sein Lebtage noch nie etwas gestohlen hatte. Das stellte sich als gar nicht so einfach heraus. Schlussendlich war der Einzige, auf den das zutraf, ein vierjähriges Kind. Dem gaben sie den armdicken Prügel. Das Kind aber konnte den Prügel kaum halten, geschweige denn, dass es damit hätte zuschlagen können. So bekam der jüdische Kaufmann ein paar leichte Tapperl. Damit war die ganze Sache schließlich erledigt.

Die drei Kaufleute aber zogen weiter: Der Türke mit wehen Füßen, der Engländer mit einem schmerzenden Hinterteil – und der jüdische Kaufmann aus Czernowitz seelenvergnügt.

Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann



Das Lied von dem, was wirklich ist

Vor Zeiten lebte einmal ein König. Der hatte drei Söhne. Und so unterschiedlich die drei auch waren, er hatte einen jeden von ihnen von Herzen gern. Die Jahre vergingen. Aus den drei Söhnen wurden drei junge Männer. Der König spürte, dass es langsam Zeit war, das Reich in junge Hände zu geben. Jetzt war die Entscheidung schwer. Welchem von den drei Söhnen sollte er die Krone und damit die Herrschaft anvertrauen?

Der König überlegte hin und her. Weder die Königin noch seine Ratgeber konnten ihm dabei weiterhelfen. Vor lauter Nachdenken konnte er nicht mehr richtig schlafen. Als er dann doch endlich eingesnickt war, hatte er einen sonderbaren Traum. Beim Aufwachen wusste er, was zu tun war.

Noch am gleichen Tag fuhr er hinaus aufs Meer. Als er zurückkam, versammelte er seine Söhne um sich und sagte: »Hört mir gut zu, denn ich habe euch etwas Wichtiges zu sagen. – Lange schon habe ich überlegt, wer von euch nach mir das Reich regieren soll. Alle drei seid ihr fähige Männer, jeder auf seine Art. Deshalb war die Entscheidung besonders schwer. Jetzt aber liegt es ganz und gar an euch. Ich habe heute weit draußen im Meer die königliche Krone versenkt. Wer sie mir zurückbringt, wird damit zum König gekrönt. Auf euch wartet eine Herausforderung, die eines Königs würdig ist.«

Da begannen die Söhne gleich zu überlegen. Der älteste Prinz war ein Mann der Tat. Schnell entschlossen rüstete er ein Schiff, verstaute darauf lange Angeln, Seile und Netze und fuhr hinaus auf die See. Weit draußen suchte er das Wasser mit seinen Augen ab. Er nutzte auch Spiegel, mit denen er auf den Meeresgrund leuchtete. Eine Krone würde doch glitzern und funkeln! Wann immer er etwas

aufleuchten sah, band er sich einen Strick um die Hüfte und tauchte hinunter. War das Wasser nicht allzu tief, dann versuchte er mit einer Angel sein Glück. Was er aber auch anstellte: Von der Krone war keine Spur zu finden.

Der mittlere der drei Königssöhne ging in die Stadt und verkündete am Marktplatz laut: »Ich rufe alle, die tapfer sind und unerschrocken, alle, denen es weder an Kraft noch an Ausdauer und Mut mangelt: Helft mir die Krone zu bergen! – Unter meiner Herrschaft werdet ihr alle ein gutes Leben haben. Die aber, die das ihre dazu beitragen, dass ich König werde, die werden reich belohnt und in den Rang von Fürsten erhoben!«

Etliche tapfere Männer schlossen sich ihm an. Immerhin konnten sie es auf diese Weise nicht nur zu Ruhm und Ehre bringen, sondern auch zu einem Leben in Wohlstand und Reichtum. Das lockte viele. Miteinander rüsteten sie etliche Schiffe. Diese beluden sie mit großen Netzen. Die konnte man weit spannen und doch waren sie engmaschig geknüpft. Dann fuhren sie hinaus auf die See. Dort warfen sie die Netze von Schiff zu Schiff aus. So fingen sie viele Fische. Die meisten Fische landeten allerdings wieder im Wasser. Wirklich scharf waren die Männer ja auf die Krone. Die aber erwischten sie nicht, gleich was sie auch anstellten.

Der Jüngste von den drei Königssöhnen überlegte lange und gut. Schließlich nahm er seine Laute und ging hinunter zum Strand. Dort suchte er sich einen ruhigen Platz, setzte sich unter einen Baum und brachte die Saiten zum Klingen. Nach und nach wurde aus dem Klang eine Melodie und schließlich ein Lied.

Er sang von den Wellen des Meeres und von ihrem

Rauschen, vom Säuseln des Windes in den Bäumen und vom Himmel, der sich über das alles spannt. Dann sang er von den Vögeln, die über den Himmel ziehen und sich von den Wellen treiben lassen. Er sang aber auch von den Tieren, die im Wasser leben: von den Fischen, die klein und zierlich in Schwärmen das Meer erkunden, und von den großen Fischen, die mächtig durchs Wasser pflügen. Er sang von den Kraken, die in der Tiefe harren, und von den Schildkröten, die durch die Wellen rudern. Von den Walen und ihren mächtigen Fontänen sang er und von den lustvollen Sprüngen der Delphine. All das, was da war, besang er gerade so, wie es ihm in den Sinn kam und so gut er nur irgendwie konnte.

Sein Lied war nicht laut, aber es fand seinen Weg hinaus auf das Wasser und wohl sogar mehr als das. Denn plötzlich rollte von weit draußen auf See fast unmerklich eine Welle auf das Land zu. Der jüngste Königssohn war so versunken in sein Spiel, dass er sie erst bemerkte, als sie am weiten Strand aufrollte. Da war ein Leuchten, wie er es im Wasser noch nie gesehen hatte.

Die Tiere des Meeres brachten ihm die königliche Krone. Durch die vielen Wassertropfen glitzerte und funkelte sie prächtiger denn je. Dankbar nahm er das kostbare Kleinod und übergab es seinem Vater. Die Wahl war damit entschieden.

Nicht der Mann der Tat wurde der neue König, obwohl es gerade solche Leute sind, die ein Land weiterbringen, und auch nicht der wurde König, der so viele für sich zu gewinnen wusste, obwohl solche Leute für ein Land großen Wert haben, nein: König wurde der, der es verstand, das Lied von dem zu singen, was wirklich ist. Und das war gut so.



*mündlich überliefert aus Afrika
Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann*



Das letzte Fest

An der Straße zum Schloss des Königs lebte einst ein armer Holzhacker mit seiner Frau in einer Hütte am Rande des Waldes.

Die beiden hatten nichts und waren doch auf eine Weise reich durch ihre tiefe Liebe. Der Mann ging jeden Tag in den Wald, fällte Bäume, hackte Holz, sägte und hobelte Bretter daraus, die sie verkauften. Bis auf die Axt, die Säge und den Hobel besaßen die beiden gar nichts.

Doch die zwei waren so glücklich miteinander, dass sie jeden Abend ein Fest feierten. Nicht ein großes, mit Braten und Wein, sondern kleine fröhliche Feste mit den Nachbarn gemeinsam. Ihre Abende waren immer voller Gesang, Geschichten und Gelächter. Auch die, die keine Reichtümer besitzen, können ihre Lieder, ihre Märchen und ihre Freude miteinander teilen.

Eines Abends kehrte der König von einer Reise zurück und staunte, aus der ärmlichen Hütte so ausgelassenen Festlärm zu hören. Einige Wochen später kam er wieder vorbei, und es ging ihm genauso. Danach kam er noch einmal und dann wieder und wieder, nur um jedes Mal die gleiche Fröhlichkeit zu vernehmen. Anfangs war er verblüfft, mit der Zeit aber begann er sich zu ärgern.

»Ich bin der König, bin reich und mächtig. Doch diese Hungerleider, diese Habenichtse scheinen mehr Grund zur Fröhlichkeit zu finden als ich? Das kann doch nicht wahr sein!«

Es machte ihn zornig, dass in jener armseligen Hütte am einfachen Feuer solche Ausgelassenheit die Herzen wärmte, während in seinem eigenen Palast alles so kostbar, ernst und gewichtig schien.

»Dort wohnt die Macht«, dachte er sich eines

Abends, »wohnt hier das Glück?« Der Neid fraß an ihm und vergiftete sein Blut, bis er ganz verbittert wurde.

So kam es, dass der König eines Tages einen Einfall hatte. Es war im Frühling, als der Schnee mancherorts noch auf den Feldern lag, doch schon die ersten Blumen wuchsen. An einem späten Nachmittag hatten die Vögel in den Bäumen bereits ihre Abendlieder angestimmt, da ritt der Hauptmann der Soldaten des Königs zum Haus des Holzfällers und seiner Frau. Die beiden traten vor die Tür, als sie das Pferd hörten. Sie hofften, dem Fremden ein paar Bretter zu verkaufen.

Er aber sagte, der König habe ihn mit einem Befehl geschickt: Sie müssten bis zum nächsten Morgen fünfzig Säcke mit Sägemehl füllen. Gelänge das nicht, sei das Leben des Holzfällers verwirkt. Damit ging der Hauptmann.

Der arme Mann und seine Frau schauten einander an. Fünfzig Säcke Sägemehl? Einer konnte vielleicht bis zum Morgen fertig sein, wenn die Kerze so lange brennen oder der Mond hell genug scheinen würde, aber fünfzig? Nie und nimmer war das möglich!

Kein Wort mussten sie wechseln, um dies zu wissen. Sie blickten einander ins Gesicht, während sie nachdachten. Als ihnen beiden klar wurde, was das bedeutete, sah einer es in den Augen des anderen. Sie seufzten zugleich.

Die Frau meinte: »Verschwende doch deine Zeit nicht mit Unmöglichem und Unsinnigem. Lass uns stattdessen unseren letzten gemeinsamen Abend so verbringen, wie wir es am liebsten tun!«

Also luden sie die Nachbarn ein. Wie ein Lauffeuer

machte der Befehl des Königs die Runde. Alle schätzten die Eheleute von Herzen. An diesem Abend wurde in der Hütte mit besonderer Inbrunst gesungen, wurden mit großer Innigkeit Geschichten erzählt. Die Stube war gewärmt von der Zuneigung derer, die sich dort versammelt hatten. Wenn wir Menschen wissen, dass etwas das letzte Mal sein wird, dann schmeckt jeder Bissen auf eigene Weise, dann leuchtet jede Freude wie ein Edelstein. Der Holzhacker und seine Frau nahmen mit diesem Fest Abschied von ihrem gemeinsamen Leben und von ihren Freunden.

Erst als die Nacht schon fast vorüber war, gingen die Gäste einer nach dem anderen. Jeder umarmte die Gastgeber voller Herzlichkeit. Nicht wenige

hatten dabei Tränen in den Augen.

Der Mann und seine Frau standen Hand in Hand vor ihrer Hütte und sahen dabei zu, wie das erste Licht des Tages die Farben in der Welt entzündete. Sie hörten den Vögeln dabei zu, wie sie den neuen Tag begrüßten, der der letzte des Holzfällers sein sollte.

Als die Sonne gerade aufgegangen war, kam der Hauptmann der Soldaten mit ernster Miene geritten. Er stieg vom Pferd und stand nachdenklich vor den beiden. Eine Weile sagte er gar nichts. Schließlich meinte er bedächtig: »Holzfäller, ich habe Arbeit für dich. Hobe ein Dutzend Eichenbretter für einen Sarg. Letzte Nacht ist der König gestorben.«

armenisches Märchen, erzählt von Frau Wolle, www.frauwohle.at

Wenn's Veilchen dampft ...

Man kann sich vorstellen, wie furchtbar vor etlichen hundert Jahren das Leben im Winter war. Schnee und Eis setzten den Menschen zu, sei es in den verrauchten Kammern der Bauernhöfen oder den feucht-kalten Mauern von Burgen und Schlössern. Warm war's höchstens beim Kamin. Überall sonst regierte eine alles durchdringende Kälte. Umso größer war die Freude auf die warme Jahreszeit. Wer vor Zeiten, am Ende des Winters das erste Veilchen fand und das am Hof zu Wien meldete, wurde reich belohnt. Das Veilchen aber wurde als erster Bote des Frühlings mit Musik und Tanz draußen vor der Stadt abgeholt, an den Hof gebracht und gefeiert. Neidhart von Reuenthal erzählt im ältesten überlieferten Lied Österreichs davon:

Es war an einem lauen Vorfrühlingstag des Jahres 1325. Im Westen von Wien zog der Minnesänger Neidhart von Reuenthal durch die Waldungen am Kahlenberg. Dabei ließ er seinen Blick durchs Unterholz wandern. Vielleicht würde er heuer der Glückliche sein, der das erste Veilchen entdeckte? Wenn er das dann dem Herrscher am Wiener Hof, Herzog Otto, dem Fröhlichen, meldete, würde er, Neidhart, reich belohnt. Gar nicht zu reden von der Freude und der Gunst Herzog Ottos. In Letzterer würde er, Neidhart, gleich noch ein Stück steigen!

Das alles ging ihm durch den Kopf. Und immer wieder suchte er Wald und Laub mit seinen Blicken ab. Da, da war was! Neugierig trat er näher.

Wirklich: Ein Veilchen! – Ja, ein Veilchen streckte da seinen blauen Blütenkopf durch das Laub. Was für ein Glück!

Neidhart überlegte nicht lange. Gleich riss er seinen Hut vom Kopf und stülpte ihn bedächtig über das Veilchen. Der kleinen Blume durfte jetzt nichts, aber auch gar nichts passieren. Dann eilte er zurück in die Stadt – zu Herzog Otto. Dem musste er gleich berichten, was er gefunden hatte. Nicht, dass ihm ein anderer zuvorkam. Das wäre ja noch das Schönste!

Ein Bauer, der im Wald arbeitete, hatte das Ganze mit seinem Bruder beobachtet. Was machte denn der Fremde da? – Irgendwie war ihnen der Mann bekannt. Ja, das war doch dieser Neidhart von Reuental, der liederliche Sänger.

Bei Herzog Otto war Neidhart durch seinen Minnesang beliebt. Bei den Bauern aber – oh, Gott – nein. Allzu oft trieb sich Neidhart in den Schenken und Wirtshäusern im Wienerwald herum. Dort prahlte er mit seinem Geld, zechte und machte den Mädchen schöne Augen mit dem, was er war, und dem, was er hatte.

In welchem Bauernburschen stieg da nicht der Zorn hoch? – Immer wieder endeten solche Tachtelmechtel in einer wilden Rauferei. Kein Wunder, dass die Bauern den Neidhart, diesen windigen Sänger, nicht ausstehen konnten. Nur zu gern wollten sie ihm all das, was er sie schon anschauen hatte lassen, tüchtig heimzahlen.

Und jetzt hatten die zwei Bauernburschen also gesehen, dass dieser Neidhart im Wald mit seinem Hut etwas abgedeckt hatte. Neugierig gingen sie hin. Einer hob den Hut: Ein Veilchen streckte ihnen seinen Blütenkopf entgegen!

Ah, daher wehte der Wind! Ritter Neidhart hatte das erste Veilchen entdeckt. Bestimmt war er jetzt auf dem Weg zum Herzog.

Die zwei Bauern überlegten nicht lange. »Rache ist süß!«, lachte der eine. Der andere grinste listig: »Herr Neidhart, die Suppe werden wir dir versalzen!« Geschwind grub der eine das Veilchen aus. Der andere ließ drauf die Hosen runter, hockte sich hin und platzierte dort, wo gerade noch das Veilchen geblüht hatte, einen Krapfen. Ui, wie der dampfte. Schnell noch den Hut drüber. Alles war wieder so wie vorher, oder zumindest fast so.

Bald darauf schlängelte sich eine lange Prozession durch den Wald: die Herzogin, der Herzog, der Hofstaat, und natürlich viele Zaungäste. Denen war auch zum Feiern. Endlich. Ja, endlich, war er da, der Frühling – und Herr Neidhart hatte den ersten blühenden Vorboten entdeckt. Pfeifer, Flötisten und Fiedler spielten auf. Die Gesellschaft war fröhlich und ausgelassen. Allen voran Neidhart von Reuental. Stolz zeigte er den Herrschaften den Weg.

Beim Hut angekommen, versammelte sich die Gesellschaft im Rund. Der Herzogin war es vorbehalten, das zarte Geheimnis zu lüften. Herr Neidhart nahm sie bei der Hand. »Bitte, Herrin, kniet euch hin und lüftet den Hut, damit wir den ersten Glanz der warmen Jahreszeit sehen«, sagte er. Die Herzogin griff mit zarter Hand zu. Sie hob den Hut. Aber was kam da zum Vorschein! Fassungslos starrten alle auf den stinkenden Krapfen. Was für eine Unverschämtheit! So ein derber Scherz!

Schlagartig war Herzog Otto III. nicht mehr »der Fröhliche«. Jetzt war Schluss mit lustig. Ein herrschaftliches Donnerwetter ging auf den



fassungslosen Neidhart nieder. »Was habt ihr euch dabei gedacht, Herr Neidhart?«, tobte der Herzog. »Soll das ein Scherz sein? Wie könnt ihr es wagen, die Herzogin so vorzuführen und mich, euren Herrscher, und den ganzen Hofstaat zum Narren zu halten?«

Voller Wut verbannte Herzog Otto den Reuentaler auf der Stelle von seinem Hof. »Für all das, was ihr bisher für uns getan habt, sei euch das Leben geschenkt«, tobte der Herzog. »Aber weh euch, Neidhart«, drohte er ihm, »wenn ihr mir noch einmal unter die Augen kommt, dann ist es aus mit meiner Gnade.«

Schimpfend und fluchend machte sich die Gesellschaft wieder auf – zurück an den Wiener Hof. Was blieb, war ein sprachloser Neidhart. Der war wie vom Blitz getroffen: Irgendjemand musste ihm da einen furchtbaren Streich gespielt haben! Was für ein Albtraum!

Schließlich zog auch er zurück in die Stadt. Auf

seinem Weg kam er nach Heiligenstadt. Das war damals noch ein kleines Dorf vor den Toren von Wien. Neben der Straße stand ein Wirtshaus. Da wollte er auf den Schrecken einen Humpen trinken. Als er näher kam, hörte er aus dem Innenhof Musik und Gejohle. Bauern tanzten um eine Stange. Auf die war ein Veilchen gepflanzt. In dem Moment wurde ihm klar: Das war nicht irgendein Veilchen! Nein, das war seins!

Jetzt aber hatten die Bauern ihn auch entdeckt. Gröhrend gingen sie in die Hocke, tanzten gebückt um die Stange und einer sang dazu: »Ritter Neidhart, sollst es wissen, ich hab dir untern Hut nei g'sch ... «

Na, mehr brauchte es nicht! – Wutentbrannt ging Neidhart auf die Bauern los und eroberte sein Veilchen zurück. Damit stürmte er zum herrschaftlichen Hof. Jetzt gab es kein Halten. Zuerst war der Herzog empört, als der unsägliche Kerl plötzlich wieder vor ihm stand. Wie konnte der es wagen!

In hastigen Worten flehte Neidhart Herzog Otto an, ihn anzuhören. Er berichtete von der Schandtat der Bauern und präsentierte stolz das Veilchen. Als der Herzog die Geschichte hörte, konnte auch er wieder lachen. Otto III., der Fröhliche, machte seinem Namen alle Ehre. Neidhart von Reuental wurde wieder in Gnaden aufgenommen. So ärgerlich diese Begebenheit für Neidhart auch war, er musste die Geschichte zum Gaudium aller immer und immer wieder erzählen. Schließlich verarbeitete er sie zu einem Schwanklied. Es heißt »Der Veihel«.

Anmerkung zum Lied »Der Veihel«: Wer es im mittelhochdeutschen Original hören will, dem sei der Tonträger von Eberhard Kummer empfohlen.

Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann

Unglaublich – aber wahr

Vor langer, langer Zeit, wars gestern oder wars heut, da lebte einmal ein Zar. Der hörte gerne die unglaublichsten Geschichten. Ja, je unglaublicher die Geschichte war, desto größer war seine Freude daran. Einmal ließ er gar verkünden: »Wer mir eine Geschichte erzählt, die so unglaublich ist, dass ich sie nicht glaube, bekommt einen großen Häfen, also einen großen Topf, voller Geld.«

Da meldeten sich viele. Sie schmückten ihre Erzählungen aus und logen drauflos, dass sich die Balken nur so bogen. Der Zar aber sagte immer das eine: »Das glaube ich wohl! Das glaube ich wohl! Das glaube ich!« So hörte der Zar die unglaublichsten Geschichten – und brauchte doch nichts dafür zu bezahlen.

Einmal kam ein Bauer an den Hof. Er meldete sich beim Zaren und begann seine Geschichte: »Vor langer, langer Zeit habe ich mit meinem Pferd auf dem Feld geackert. Das war eine Schinderei. Vor lauter Anstrengung ist das Ross in der Mitte auseinandergebrochen.«

»Das glaube ich wohl!«, sagte der Zar. »Ja, das glaube ich!«

»So habe ich mit der hinteren Hälfte vom Pferd weitergeackert«, sagte der Bauer. »Ja, das glaube ich wohl!«, sagte der Zar. »Ja, das glaube ich.« – »Aber das ging nicht gut«, setzte der Bauer fort. »Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als die zwei Hälften mit selbstgemachtem Mehlpapp wieder zusammenzukleben.« – »Ja, das glaube ich wohl!«, rief der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »Gott sei Dank sind die zwei Hälften wieder gut zusammengewachsen«, meinte der Bauer. »Dort aber, wo das Ross zusammengeklebt war, ist ihm ein Baum aus dem Rücken gewachsen. Der ist immer höher und höher in die Höhe geschossen, bis weit in den Himmel hinauf.« – »Das glaube ich!«, nickte der Zar. »Ja, das glaube ich.« – »So leicht komme ich so

schnell nicht mehr in den Himmel, habe ich mir gesagt«, fuhr der Bauer fort, »und bin hinaufgekraxelt auf den Baum und in den Himmel hinein.« – »Das glaube ich«, lachte der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »Im Himmel haben die Leute gerade den Hafer geputzt. Der Wind ist gegangen. Kalt war es, bitterkalt. Deshalb wollte ich gleich wieder hinunter. Aber was sehe ich da: Der Baum ist umgefallen und mit ihm das Ross.« – »Das glaube ich«, meinte der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »So habe ich die Haferkleie genommen und daraus einen Strick gedreht. An dem habe ich mich hinuntergelassen.« – »Das glaube ich!«, nickte der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »Fast war ich schon unten, da merke ich, dass das Seil zehn, wenn nicht fünfzehn Meter zu kurz ist. Was sollte ich jetzt tun!?!«, meinte der Bauer nachdenklich.

»Schließlich bin ich gesprungen und dabei unten auf der Erde so tief ins Moos gefallen, dass ich bis zum Hals darin gesteckt bin.

So viel ich mich auch bemüht habe: Ich habe einfach nicht mehr herausgekonnt.« – »Ja, das glaube ich!«, rief der Zar. »Ja, das glaube ich!« – »Ihr glaubt es mir, Herr!«, lachte der Bauer. »Aber was jetzt!?! –

Schließlich bin ich nach Hause gegangen, habe eine Schaufel geholt und mich damit wieder ausgegraben.«



– »Ja, das glaube ich wohl!«, nickte der Zar. »Ja, das glaube ich!«

»Am Heimweg ist mir ein Mann mit einer Herde Schweine begegnet. ‚Was machst du denn da?‘, habe ich ihn gefragt. ‚Ich?‘, hat der gelacht. ‚Ich bin ein Sauhüter!‘ – ‚Was, sagst du!? – Ein Sauhüter, ein Schweinehirt, bist du also? Und woher kommst du? Ich kenne dich ja gar nicht.‘ – ‚Woher sollst du mich denn auch kennen‘, lachte da der Sauhirt. ‚Ich bin der Vater des russischen Zaren!‘ – »Was!?!«, rief

Vergelt's Gott im Himmel droben

Es war einmal ein Knecht. Der saß gerade bei der Jause. Da kam ein altes Weiblein und bat um eine milde Gabe. Der Knecht überlegte nicht lange. »Da!«, sagte er zu der Alten, »nimm meine Halbe Wein.« Das war viel mehr, als die Frau erwartet hätte. »Vergelt's Gott!«, sagte sie. »Vergelt's Gott im Himmel droben!«.

Die Jahre vergingen. Schließlich schlug auch dem Knecht die letzte Stunde. Schnurstracks musste er hinunter in die Hölle. »Aber das geht doch nicht«, sagte er, als er unten ankam: »Ich hab im Himmel doch noch eine Halbe Wein gut!« – »Das ist deine Sache«, meinten die Teufel. »Da musst du schon selber hinaufsteigen und schauen, wie es um den Wein steht.«

So stieg er denn hinauf in den Himmel und fragte nach dem Wein. »Das stimmt«, sagte ein Engel. »Wir haben alles genau aufgeschrieben. – Ja, du hast noch eine Halbe Wein gut.« Und er gab sie ihm hinaus. »Du kannst sie dir mitnehmen«, sagte er. »Pass aber auf, dass du den Wein nicht ausschüttest. Wär schade um jeden Tropfen vom himmlischen Wein.« »Ist schon gut«, meinte der Knecht und stieg mit

der Zar. »Das soll mein Vater gewesen sein? Der Sauhirt!?« – »Ja, Herr, so war es«, meinte der Bauer und nickte: »Genau so, wie ich es sage!«

»Frechheit!«, schrie da der Zar. »Alles was recht ist, aber das glaube ich nicht! Mein Vater war kein Sauhüter, er ist keiner und wird auch nie einer sein!« Der Bauer aber, der lachte nur. Das Geld hatte er gewonnen. Was er damit gemacht hat? – Wer weiß?

Helmut Wittmann

seiner Halben bedächtigt wieder hinunter in die Hölle. Drunten musste er tüchtig Holz nachlegen unter einen großen Kessel. Drinnen kochten die armen Seelen.

In der einen Hand hielt er seine Halbe Wein, mit der anderen legte er nach. Die ganze Zeit hieß es aufpassen, dass er nicht einen Tropfen verschüttete. Trotzdem ließ er sich die Arbeit nicht verdrießen und legte tüchtig nach.

Bei aller Vorsicht übersah er es aber doch einmal: Unversehens fielen ein paar Tropfen in den Kessel. Weil aber der Wein vom Himmel stammte, verdampften die Tropfen mit einem Zischer. Flugs wurden durch sie ein paar arme Seelen erlöst und stiegen in den Himmel auf.

Als der Knecht das sah, meinte er: »Na, wenn es euch so guttut, dann könnt ihr alles haben«, lachte er und goss den Rest vom Wein auch noch in den Kessel. Mit diesem Guss wurden alle Seelen erlöst. Dampfend stiegen sie auf in den Himmel und auch der Knecht durfte eingehen in die ewige Seligkeit, weil er so ein mitleidiges Herz hatte.

Helmut Wittmann

Drei Wahrheiten

Eine junge Gazelle hatte sich verlaufen und ihre Herde verloren. Sie lief verwirrt und ängstlich in alle Richtungen. Plötzlich stand sie vor einem riesigen Löwen, der gerade einen Ochsen verspeist hatte und unter einem Baum im Schatten ruhte.

»Guten Tag, Gazelle! Gehst heute ganz allein spazieren?«, fragte der König der Tiere mit tiefer Stimme. Die erschrockene Gazelle vermochte nur mit einem zustimmenden »Bäääh« zu antworten.

Da fuhr der Löwe fort: »Du weißt, meine Zarte, wenn ich deiner und meiner Bestimmung in dieser Welt folgen würde, müsste ich dich nun auf der Stelle auffressen.«

Die kleine Gazelle nahm ihren Mut zusammen und antwortete: »Das weiß ich, Majestät. Ich weiß aber auch, dass du als mächtiger König die freie Wahl hast. Es steht dir ebenso frei, mich gehen zu lassen, wenn es dir beliebt.«

»Mmh, mmh«, brummte der Löwe. »Das weiß ich schon. Doch ganz so einfach mache ich es dir nicht. Erst wenn du mir drei Wahrheiten sagst, dann lasse ich dich weitergehen.« Die junge Gazelle überlegte einen Augenblick, dann sagte sie: »Wenn du mich

laufen lässt und ich meinem Stamm erzähle, dass ich dem König der Tiere begegnet bin und er mir die Freiheit geschenkt hat, glaubt mir das keiner. Das ist die erste Wahrheit.«

Verblüfft meinte der Löwe: »Das ist eine Wahrheit und unbestreitbar. Nun die zweite!«

»Die zweite Wahrheit lautet, wenn du mich frei lässt und du erzählst deinesgleichen, dass du eine zarte junge Gazelle vor dir hattest und du sie hast gehen lassen, wird dir das auch keiner glauben!«

»Auch das ist wahr«, gab der erstaunte Löwe zu, leckte sich die Schnauze und betrachtete die Gazelle nachdenklich. »Sag mir nun die dritte!«

»Nichts einfacher als das, Majestät«, erwiderte zitternd, aber zuversichtlich die junge Gazelle.

»Sei ehrlich, wenn du nicht gerade einen Ochsen gefressen hättest, würden wir jetzt nicht über die Wahrheiten sprechen können.«

»Auch das ist wahr, Gazelle. Und nun verschwinde, bevor ich meine Meinung ändere.«

Die kleine Gazelle schoss wie ein Pfeil mit einem fröhlichen und siegreichen »Bäh, bäh« davon.

berberische Geschichte, erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Die Liste des Bären

Ein Gerücht geht durch den Wald. Das Reh erzählt es dem Hirsch, der Hirsch erzählt es dem Dachs, der Dachs erzählt es dem Fuchs, der Fuchs erzählt es dem Marder, der Marder erzählt es der Wühlmaus, die Wühlmaus der Waldmaus, die Waldmaus dem Waldkauz, der Waldkauz erzählt es dem Maulwurf, der Maulwurf erzählt es dem Eichhörnchen, das Eichhörnchen dem Eichelhäher, der Eichelhäher erzählt es dem Buntspecht, der Buntspecht dem Grünspecht, der Grünspecht dem Schwarzspecht, der Schwarzspecht erzählt es der

Krähe, die Krähe dem Raben, der Rabe der Amsel, die Amsel erzählt es den Ameisen. Die Ameisen erzählen es allen.

Ein Gerücht geht durch den Wald: Der Bär hat eine Liste.

Alle haben Angst, am meisten Angst aber hat der Hase. Fast so viel Angst wie der Hase hat der Hirsch. Er fasst sich ein Herz und läuft zur Lichtung des Bären.

»Bär«, röhrt der Hirsch. »Bär, ist es wahr, dass du eine Liste hast?« – »Ja.«

»Bär, stehe ich auch auf deiner Liste?« – »Ja.«

Der Hirsch läuft voller Angst davon. Doch es nützt nichts. Zwei Tage später wird er tot aufgefunden. Ein Gerücht geht durch den Wald: Der Bär hat eine Liste. Alle fürchten sich, am meisten aber der Hase. Der wilde Eber ist der Nächste, der es nicht mehr aushält. Er rennt zur Höhle des Bären.

»Bär, ist es wahr, dass du eine Liste hast?«, grunzt er. – »Ja.«

»Stehe ich auch auf deiner Liste?« – »Ja.«

Der Eber galoppiert in eine andere Richtung, nicht in die, in die der Hirsch gelaufen ist. Dennoch, zwei

Wie wird man weise?

Einmal mehr bringt Mulla Nasruddin, der weise Narr, Wesentliches haargenau auf den Punkt:

Mulla Nasruddin war weitem für sein umfassendes Wissen und seine Weisheit bekannt. In verzwickten Angelegenheiten wurde er immer wieder um Rat gefragt.

Das beeindruckte viele. Und nicht wenige gab es, die den Mulla Nasruddin aufrichtig bewunderten. Einer fasste sich ein Herz und sprach den Mulla schließlich an: »Verehrter Mulla, wir alle verneigen uns aufrichtig vor dir als weisem Mann, der selbst für die schwierigsten Probleme die erstaunlichsten Lösungen findet. In aller Bescheidenheit bitten wir dich: Sag uns, wie wird man so weise, wie du es bist.«

»Du fragst, wie man weise wird?«, lachte der Mulla freundlich, »das ist ganz einfach.«

»Was?«, staunte der Mann, »du sagst, das ist einfach?«

»Ja«, setzte der Mulla fort, »dazu muss man nur dreierlei beachten.«

»Dreierlei muss man also beachten«, murmelte der

Tage später wird auch er tot aufgefunden. Alle haben große Angst. Am meisten von allen fürchtet sich der Hase. Er fasst sich sein Hasenherz und hoppelt auf seinen Hasenfüßen zur Lichtung und Höhle des Bären.

»B B Bär? Ist es wahr, dass du eine L L L Li, dass du eine Liste hast?« – »Ja.«

»B B Bär, Bär, stehe ich auch auf deiner L Li Liste?« – »Ja.«

»B B Bär, kannst du mich von der Liste streichen?« – »Ja.«

erzählt von Frau Wolle, www.frauwolle.at

Mann nachdenklich, »Sag, Mulla, was ist das Erste, das zu beachten ist?«

»Als Erstes muss man genau auf das hören, was erfahrene, kundige und kluge Männer sagen.«

»Also man muss genau auf das hören, was erfahrene, kundige und kluge Männer sagen«, wiederholte der Mann und bemühte sich, das Gehörte so gut wie möglich zu merken. »Und was ist das Zweite?«

»Zweitens«, sagte der Mulla bedächtig, »muss man genau auf das hören, was erfahrene, kundige und kluge Frauen sagen.«

»Aha«, wiederholte der Mann, »zweitens muss man genau auf das hören, was erfahrene, kundige und kluge Frauen sagen. – Und drittens?«

»Das Dritte ist das Allerallerwichtigste«, sagte der Hodscha.

»Sprich, erhabener Mulla!«, drängte der Mann, »was ist das Allerallerwichtigste?«

»Drittens«, sagte der Hodscha bedächtig, »muss man ganz genau auf das hören, was man selber sagt.«

Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann

So können Sie Ihre Geschichten »weerspinnen« oder »selber spinnen«:

Das Erzählen und Hören von Geschichten erfüllt das Bedürfnis nach Verbundensein. Geschichten erzählen und erzählt bekommen wird mit guten Gefühlen belohnt. Deshalb ist es so wichtig, dass wir als Erwachsene Kindern Geschichten vorlesen oder erzählen UND ihnen zuhören, wenn sie etwas zu sagen haben. Diese Anregungen sind eine Einladung zum Dialog zwischen Vorlesenden/Erzählenden und Zuhörenden und dazu, diese Rollen auch einmal zu tauschen. So wird das Geschichtenerzählen selbst zu einer Geschichte, an die sich alle Beteiligten gern erinnern werden. Beim einander Erzählen und Zuhören verarbeiten wir Erlebnisse, wir lernen und wir begreifen uns selbst, andere und das Leben besser. Das stärkt uns und unsere Beziehungen.

Viel Freude beim Ausprobieren und Abändern unserer Anregungen.



Anderswo

Meist gibt es Orte, die sich fürs Vorlesen als geeignet herausgestellt haben, etwa das Bett für die Gute-Nacht-Geschichte oder eine Couch. Lest eine Geschichte einmal anderswo. Im Keller oder am Dachboden. Am Balkon oder am Fenster bei einem Gewitter. An einem Platz in der Natur. Wie verändert sich dadurch die Geschichte?



Essenz

Lasst eine Stoppuhr mitlaufen und schaut, wie lange das Vorlesen dauert. Dann wechselt euch ab und jede/r muss die Geschichte nacherzählen und immer um die Hälfte kürzen, bis nur noch 3 Sätze übrigbleiben. Bei bekannten Märchen und Geschichten kann das auch ohne vorheriges Vorlesen ausprobiert werden.



Zoom

Vertieft euch in Details und erfindet Dinge, die nicht in der Geschichte stehen. Welche Schuhe trug Rotkäppchen eigentlich? Wie roch es im Schloss, im Wald, in der kleinen Hütte, am Markt oder wo immer die Geschichte auch

spielt? Was dachte sich das Pferd, das nur einmal kurz erwähnt wird oder der Diener, der sonst keine Rolle spielt. Macht scheinbare Nebensächlichkeiten groß und wichtig!



Fortsetzung folgt ...

Wie geht die Geschichte weiter? Was wurde aus Hänsel und Gretel? Erfahrenere erfinden eine Fortsetzung der Fortsetzung und kreieren so eine Serie, die immer mit einem Cliffhanger endet, d. h. dass im spannendsten Moment abgebrochen wird.



Warum, weshalb, wieso

Philosophieren besteht zunächst einmal nur daraus, Fragen zu stellen. Denkt euch abwechselnd immer eine Frage zur Geschichte aus, am besten eine offene (also keine Ja-Nein-Frage). Wenn es ganz, ganz viele Fragen gibt, dürft ihr Antworten auf eine dieser Fragen entdecken. Es gilt immer, dass es weder falsche (schlechte) noch richtige (gute) Antworten gibt. Die Antworten sollten unkommentiert bleiben, also auch nicht besonders gelobt und schon gar nicht kritisiert werden.



Was die Wenigsten wissen

Entdeckt das Geheimnis hinter der Geschichte, das einen ganz engen Bezug zu euch und eurer Geschichte herstellt. »Das war nämlich dein/e Ururururgroßvater/-mutter ... und deshalb ist bei uns hinterm Haus ... und seitdem hängt im Wohnzimmer ... und, und, und, und ...«. Vielleicht hatte die Hauptfigur der Geschichte auch an genau der gleichen Stelle ein Muttermal wie du/ich/XY.



Simultanes Spiel

Abwechselnd liest/erzählt jemand die Geschichte und die/der andere macht dazu die Geräusche oder stellt den Inhalt des Erzählten dar (»Es war kalt.« – zittern, bibbern, mit den Zähnen klappern.) Vielleicht passt an einer Stelle auch ein bekanntes Lied oder die Stelle bietet sich an, selbst ein Lied zu erfinden. So wird aus einer Geschichte ein Hörspiel oder gar ein Musical.



Malen und Zeichnen

Natürlich eignen sich Geschichten auch immer, um einzelne Szenen daraus zu malen oder zu zeichnen. Aber wie würde ein Filmplakat für diese Geschichte ausschauen? Lässt sich zu zweit ein gemeinsames Bild gestalten? Wie schaut die Geschichte als Wimmelbild aus? Dafür würde es sich anbieten, immer nur kurze Abschnitte zu lesen und dann – ohne zu reden – kurz alles aufzuzeichnen, was gehört/gelesen wurde.



Umgebung miteinbeziehen

Vielleicht verwandelt sich die Zahnbürste in einen Drachen oder aus Salz- und Pfefferstreuer

wird ein Geschwister- oder Königspaar. Zahnstocher, Büroklammern, Zündhölzer, Radiergummi, Spitzer, Stifte, Besteck oder andere Dinge, die zu Hause einfach »herumliegen«, lassen sich schnell zu Figuren entwickeln (ein Feuerzeug ist dann ein feuerspeiender Drache), ohne dass »gebastelt« werden muss. Ebenso rasch lassen sich Landschaften herstellen. Wichtig ist das Unperfekte und, dass es rasch und unkompliziert vonstattengehen kann.



Brief schreiben

An einem Punkt der Geschichte schreibt eine Figur einen Brief, entweder an eine andere Figur derselben Geschichte oder an die Leserin/den Leser oder die ZuhörerIn/den Zuhörer. Ältere Kinder können den Brief wirklich schreiben, jüngere auch einfach sprechen. »Lieber König! Was ich dir schon lange einmal sagen wollte ist ...«



Interview

Die Vorleserin/der Vorleser schlüpft in die Rolle einer Journalistin/eines Journalisten und beginnt die ZuhörerIn/den Zuhörer zu interviewen oder umgekehrt, also Fragen zu eigenen Erlebnissen und Gefühlen, ihren/seinen Beziehungen oder Gedanken zu stellen.



Verhör

Das ist die Steigerung zum Interview. Anstatt einer Journalistin/eines Journalisten stellt eine Polizistin/ein Polizist oder Richterin/Richter die Fragen.

Gemeinsam Geschichten erfinden

Das gemeinsame Geschichtenerfinden erzeugt eine noch viel stärkere Verbundenheit und wird wohl »ewig« in Erinnerung bleiben und verbinden. Auch in dem Sinn, dass Geschichten Wunden heilen können und so als »Verband« dienen. Dazu können natürlich bekannte Figuren herangezogen werden und im Stil des Originals neue Geschichten erleben (siehe »Fortsetzung folgt ...«) Um ganz einfach zu starten gibt es hier noch 3 Hinweise:

Satzanfänge

1. »Es war einmal ...«, 2. »Jeden Tag ...«, 3. »Eines Tages ...«, 4. »Und so ...«, 5. »Und dann ...«, 6. »Bis schließlich ...«, 7. »Und seit diesem Tag ...«.

Diese Satzanfänge stammen aus einem Improvisationstheater-Workshop mit Danja Außerhofer. oder:

1. »Letzte Woche begegnete mir ...«, 2. »Frohen Mutes ...«, 3. »Zur Überraschung aller ...«, 4. »Bis schließlich ...«, 5. »Schade war nur, dass ...«, 6. »Aber dennoch ...«, 7. »Seither ...«.

Diese Satzanfänge stammen von Barbara Beinsteiner.

Nach einem ähnlichen Muster lassen sich solche Satzanfänge auch immer wieder selbst variieren. So entstehen vielleicht »Mutmachergeschichten« oder es lassen sich Geschichten aus der eigenen Kindheit in eine einfache Form bringen.

Fragen fragen

Wer sich selbst ans Geschichtenerfinden wagen will, stellt Kindern am besten Fragen: »Welche 3 Tiere treffen sich im Wald?«, »Eines davon hat eine ganz besondere Eigenschaft. Welche?«, »Die anderen beiden wussten allerdings lange nichts davon. Bis eines Tages etwas passierte. Was?«



Heldenreise

Es gibt Muster, nach denen viele Geschichten – egal wo und wann auf der Welt sie entstanden sind – »gestrickt« sind. Dazu gehört eine »Hauptfigur« (Heldin/Held), die einen »Mangel« aufweist. Dann erfolgt ein »Ruf«, sich auf ein Abenteuer zu begeben. Da gibt es vielleicht Zweifel und eine anfängliche Weigerung, aber dann auch gleich »Helferinnen/Helfer« auf dem Weg. Während des Abenteuers gibt es Kämpfe, Herausforderungen, scheinbares Scheitern, es gilt Schätze oder Talente oder Fähigkeiten zu entdecken, es gibt Prüfungen und Versuche bis es zum Erfolg/Sieg kommt. Auf dem Weg zurück ins »alte Leben« scheint noch einmal alles verloren zu gehen oder vergeblich gewesen zu sein. Ein scheinbar unwichtiges Detail der bisherigen Geschichte wird zur Rettung für die Heldin/den Helden und sie/er kann verändert zurückkehren, wo die Erfahrungen des Abenteuers erfolgreich in den Alltag integriert werden.

eigene Schilderung der Stationen einer Heldenreise nach Joseph Campbell

In diesem Sinne wünschen wir euch viel Freude und gemeinsame Momente beim Abenteuer »Zuhören und Erzählen«.

Die Anregungen wurden von Armin Staffler von »kontakt+co Suchtprävention Jugendrotkreuz« zusammengestellt. Sie stammen teilweise aus der gemeinsam mit Barbara Beinsteiner und Karin Tscholl entwickelten Fortbildung »Medium Mensch« und teils aus dem Bereich seiner theaterpädagogischen Ausbildungen.



aus: Geschichtenadventskalender 4:
»Der Segen des Brotes«, S. 20
»Die Größe des Fisches«, S. 19
von Edith Eckholt und
Frau Wolle, www.frauwohle.at



aus: 24 Geschichten für alle von 7 bis 101:
»Die Geburt der Sterne«, S. 11
von Edith Eckholt und
Frau Wolle, www.frauwohle.at



aus: König Lichterloh:
»Drei Wahrheiten«, S. 34
»Das Gastgeschenk«, S. 16
»Die Liste des Bären«, S. 34
»Das letzte Fest«, S. 28
erzählt von Frau Wolle,
illustriert von Almuth Mota



aus: Königin Herzenslust:
»Der gestreckte Tag«, S. 18
»Milch für zwei«, S. 22
»Das Wintergoldhähnchen«, S. 10
erzählt von Frau Wolle,
illustriert von Almuth Mota



aus: Das Geschenk der zwölf Monate:
»Das Lied von dem, was wirklich ist«, S. 26
»Wenn's Veilchen dampft«, S. 29
»Die drei Kaufleute«, S. 24
»Wie wird man weise«, S. 35
von Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann,
illustriert von Agnes Ofner
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



aus: Von Drachenfrau und Zauberbaum:
»Unglaublich – aber wahr«, S. 32
»Vergelt's Gott im Himmel droben«, S. 33
Helmut Wittmann,
illustriert von Anna Vidyaykina
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



aus: Bleib noch eine Weile:
»Das Einhorn«, S. 12; »Das Unkraut«, S. 12;
»Der Winterschlaf«, S. 13; »Der Träumer«, S. 14;
»Die Antwort«, S. 15; »Der Zwischenfall«, S. 15
erzählt von Heinz Janisch,
illustriert von Stefanie Pichler
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien



aus: Grizzlybär und Hasenfuß:
»Die Spitzmaus sucht ein neues Zuhause«, S. 4
»Haifisch und Petermännchen«, S. 6
»Wolfsachen«, S. 7
»Brüllaffen«, S. 8
»Unter Pilzen«, S. 8
Text und Illustration: Agi Ofner
Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

